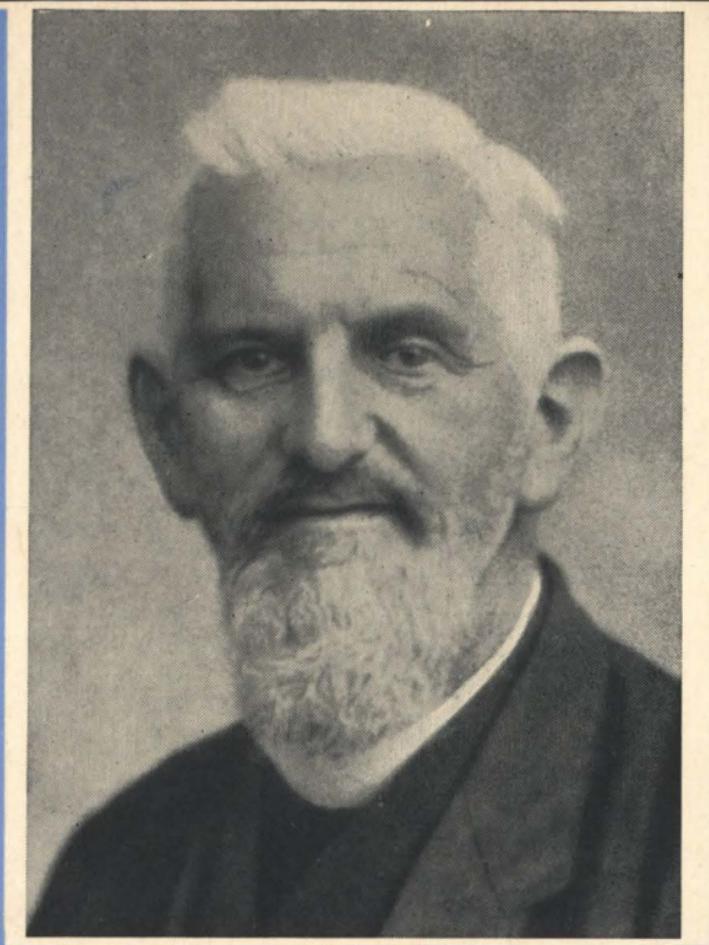


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Arno Pagel

Alfred Christlieb

Beter und Schriftforscher



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Alfred Christlieb

(1866—1934)

war immer ein Mann, der die Stille liebte. So lag es wohl in Gottes Weg für ihn, daß er, der Professorensohn, nach einem kurzen Dienst als Lehrer an der Evangelistenschule Johanneum in Barmen und einem Jahr als Hilfsprediger bei dem gesegneten Pastor Jakob Gerhard Engels in Nümbrecht in das weltentlegene oberbergische Gebirgsdorf Heidberg kam. Hier sollte er 38 Jahre bis zu seinem Heimgang im Jahre 1934 als Seelsorger wirken. Wohl diente er oft hier und da auf Konferenzen, namentlich mit seinen Morgenandachten, aber er kehrte immer wieder froh und dankbar in seine Einsamkeit zurück. Hier allein fand er die Muße zu dem Schürfen in den unergründlichen Schächten des Wortes Gottes, hier wurde er der „Schatzgräber Gottes“, der noch heute durch seine Bücher, die Ergebnisse seiner Schriftforschung, zu uns redet. Im Neuen Testament war es vor allem die Apostelgeschichte mit ihrem Kernstück, dem Leben und Wirken des Apostels Paulus, die Alfred Christlieb zu jahrelangem betendem Forschen und Sinnen veranlaßt hat.

Das Büchlein gibt einen gedrängten Bericht über Leben und Wirken des „Bischofs von Heidberg“, wie ihn Elias Schrenk einmal genannt hat, und läßt ihn auch in einigen Predigtentwürfen und Auszügen aus seiner Paulusbiographie reichlich zu Wort kommen.

Alfred Christlieb

Beter und Schriftforscher

Von
Arno Pagel

2. Auflage
(6.—10. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 59/60 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Ein herrlicher Vater	5
Aus der Jugendzeit	10
O du schöner Westerwald	12
Station Nümbrecht	15
„Da oben im Heidland“	19
Am Rande der Ewigkeit	25
Ein Studentenbrief vom Jahre 1903	28
Der Bischof von Heidelberg	34
Die auswärtigen Dienste	40
Seelsorger für allerlei Leute	47
„Der Heiland ist zu uns gekommen!“	53
Ein Prediger läßt sich predigen	60
Letzte Krankheit und seliger Heimgang	65
Der Schatzgräber Gottes	72
„Züge aus Elias Leben“	78
„Ich bin unter Gott!“	81
Eine einzigartige Paulus-Biographie	83
Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter	95
Empfehlenswerte Literatur	106

Copyright 1957 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Druckerei H. Rathmann, Marburg a. d. Lahn

Vorwort

Wer irgendwo in Deutschland gläubigen Christen vom Oberbergischen erzählt, erlebt meistens, daß etlichen dieser schöne Landstrich im Osten des Regierungsbezirks Köln nicht ganz unbekannt ist. Zwar sind die geographischen Kenntnisse davon im allgemeinen nicht gerade bedeutend, aber von den Orten Nümbrecht und Heidelberg haben viele gehört. Nümbrecht — damit verknüpft sich die Erinnerung an den gesegneten Pastor Engels, den Mann der Heiligung, der Demut, der Stille. Heidelberg — dieses kleine, weltabgelegene Gebirgsdörflein ist bekannt geworden durch Alfred Christlieb, den „Bischof von Heidelberg“ (wie ihn Elias Schrenk einmal genannt hat), dessen Beten und Bibelauslegung Ungezählte erquickt haben und noch heute erfreuen.

Alfred Christlieb ist im Januar 1934 in die Ewigkeit gegangen. Die beiden schönen Biographien über ihn aus der Feder von Heinrich Klein und Wilhelm Ley, die schon kurz nach seinem Tode vorgelegt wurden, sind längst vergriffen. Da will dieses Büchlein die entstandene Lücke zu schließen versuchen und helfen, daß gerade dem nachwachsenden Geschlecht, das Alfred Christlieb nicht mehr persönlich gekannt hat, die Erinnerung an diesen gesegneten Mann Gottes nicht verlorengeht, sondern neu lebendig wird.

Manche Einzelzüge konnten dem bisher veröffentlichten biographischen Material hinzugefügt werden. Vor allem soll er selber reichlich zu Worte kommen, dieser einzigartige Beter und Schürfer in den Schächten des Wortes Gottes.

Ein herrlicher Vater

Gewiß hat auch Alfred Christliebs Mutter auf ihren Jungen einen gesegneten Einfluß gehabt. Sie stammte aus einer Missionarsfamilie. Ihr Vater war der bedeutende Indienmissionar Jakob Weitbrecht, der durch Ludwig Hofackers erweckliche Predigt zum Glauben gekommen war, seine Ausbildung im Baseler Missionshaus erhalten hatte und dann in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft getreten war. Er hatte eine Engländerin zur Frau. Aus fruchtbarer Pionierarbeit wurde er als Fünfzigjähriger 1852 heimgerufen. Seine Witwe blieb im Dienst der Mission, zwei Kinder erwählten denselben Weg.

Die älteste Tochter Jakob Weitbrechts heiratete den Pfarrer Theodor Christlieb, der von 1858 bis 1865 die deutsche Gemeinde in Islington im Norden Londons betreute. Alfred Christlieb hatte also eine Mutter, die von ihrem Elternhaus her einen Blick und ein Herz für das weltweite Werk Gottes in der Mission besaß. Das mußte auf ihren Jungen abfärben. Bedeutsamer aber als die Mutter hat der Vater Alfred Christlieb geprägt und ihm geistlich den Weg gewiesen. Das ist ein herrlicher Mann gewesen, auch im Äußeren schön und anziehend. Daß er eigentlich von den Türken abstammte, sah ihm wirklich niemand an. Ja, so erzählt die Chronik der Familie Christlieb, daß der erste Ahnherr ein Türkenbub war, der in den Wirren der Türkenkriege 1682 von Soldaten des Markgrafen von Baden-Durlach irgendwo elternlos aufgegriffen und nach Deutschland gebracht wurde. Dort wuchs der Junge heran, lernte das Christentum kennen und lieben, nahm es an und erhielt in der Taufe den schönen Namen „Christlieb“. Dieser Friedrich August Christlieb wurde ein wackerer Tapezierer, ja, er brachte es zum Hoftapezierer des Markgrafen von

Baden-Durlach und später des Grafen Eberhard von Württemberg.

So wurden die Christliebs Schwaben. Aus ihrer Mitte gingen eine Reihe tüchtiger Theologen hervor. Alfreds Vater Theodor Christlieb wurde am 7. März 1833 in Birkenfeld in Württemberg geboren. Früh schon hatte die Gnade ihr Werk an ihm, und der Entschluß stand fest und wurde ausgeführt: Ich werde Pfarrer wie mein Vater. Der junge Theologe half eine Zeitlang im schwäbischen Kirchendienst, dann ging er nach London als Pfarrer einer deutschen Gemeinde. Damit begann für Theodor Christlieb die fruchtbare Bekanntschaft mit dem angelsächsischen Kirchentum, das ihn in vielem mächtig anzog und nachhaltig beeinflusste. Er hatte lebendigen Umgang mit Christen und Geistlichen der verschiedensten Kirchengemeinschaften und gewann dadurch jene weitherzige Allianzgesinnung, die ihn sein Leben lang auszeichnete. Seine starken Eindrücke von der erwecklichen Aktivität der englischen Christen haben sich später in der Heimat fruchtbar ausgewirkt und seine Tätigkeit in der beginnenden deutschen Gemeinschaftsbewegung mitbestimmt.

Das Gesamturteil Christliebs über seine englischen Erfahrungen lautete: „Was ich in England besonders achten und schätzen lernte, das ist vor allem der Ernst, der überall mit der Bekehrung gemacht wird, der klare und scharfe Unterschied, den auch die Gemeinden zwischen Bekehrten und Unbekehrten und Halbbekehrten ziehen, das ernste Dringen auf persönliche Wiedergeburt jedes einzelnen, die Treue der evangelischen Geistlichen in der Seelsorge, das rege Mitwirken der Laien zur Erbauung der Gemeinde, die Teilnahme der Kirchenältesten an der Seelsorge, die Opferwilligkeit von arm und reich und die ganze lebendige Selbsttätigkeit der Gemeinde, die sich nicht bloß erbauen läßt, sondern auch sich selbst erbaut nach dem

Wort des Apostels 1. Petri 2, 5: Als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause!“

1865 folgte Theodor Christlieb einem Ruf als Pfarrer nach Friedrichshafen am Bodensee. Dort hielt der württembergische König den Sommer hindurch Hof. Am 22. Oktober war die Antrittspredigt über den Vers aus Psalm 119, 111: „Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe; denn sie sind meines Herzens Wonne.“ Es ist dasselbe Wort, das Alfred Christlieb so geliebt und das man ihm auf den Grabstein gesetzt hat.

Auf den Höhepunkt seines Lebens und Wirkens wurde Theodor Christlieb geführt, als er 1868 zum Professor der praktischen Theologie nach Bonn am Rhein berufen wurde. Er stellte sich seinen Studenten folgendermaßen vor: „Mein Name ist Christlieb, und das soll auch mein Programm sein; denn Christum liebhaben ist besser denn alles Wissen.“ Daß ein Professor so schlicht und einfältig von der Liebe zum Heiland sprach, das war nun nicht gerade alltäglich im akademischen Hörsaal und ließ aufhorchen.

Christlieb hat als Wissenschaftler etwas geleistet. Er hat eine nicht unbedeutende „Geschichte der christlichen Predigt“ geschrieben. Man merkt, wie es ihm besonders die Verkündigung in den Erweckungszeiten angeht. Was er auf dem Katheder vortrug und am Schreibtisch erarbeitete, das war jedoch nicht das Ganze seiner Wirksamkeit. Nur Wissen vermitteln, das war ihm nicht genug. Dieser Professor war auch stets Seelsorger seiner Studenten und erlaubte sich ihnen gegenüber sehr unakademische, sehr persönliche Bemerkungen wie diese: „Ihr müßt Zeugen werden aus eigener Erfahrung!“

Er scheute nicht die für manche Ohren ärgerliche Rede, daß „auch Pastoren sich bekehren müssen“. Und er machte nicht mit, wenn man das Zeugnis und den Zeugen auseinanderriß. Er kannte keine nur objektiv richtige Wiedergabe des Evangeliums, für

ihn mußte der ganze Mann hinter der Botschaft stehen: „Das Gesetz des Reiches der Natur gilt auch auf religiösem Gebiet: Nur Leben kann Leben zeugen und wecken.“

Weil es ihm Herzenssache war, daß die Botschaft von Jesus aus dem Munde lebendiger Zeugen erschalle und einen weiten Raum gewönne, förderte der akademische Theologe Christlieb die Evangelisationsarbeit, die damals in Deutschland ihre ersten Schritte wagte. An der Berufung des amerikanischen Methodisten deutscher Abstammung Friedrich von Schlümbach zu Evangelisationsvorträgen vor allem in Berlin war er — zusammen mit Hofprediger Stoecker — maßgeblich beteiligt. Mit dem Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland Elias Schrenk verband ihn herzliche Freundschaft. Der „Deutsche Evangelisationsverein“, aus dem später die „Gnadauer Konferenz“ hervorging, zählte ihn zu seinen Gründern. Die Predigt vom Heil durfte nach seiner Erkenntnis nicht nur Sache der akademischen Theologen sein, es sollte auch ein fröhliches Aufgebot von bekehrten, bewährten und begabten Laienkräften zum Werbedienst für Jesus hinausziehen. Für diese Aufgabe gründete Christlieb die bekannte Evangelistenschule „Johanneum“ in Bonn, die später ins Wuppertal übersiedelte und dort heute noch ihren wichtigen und gesegneten Dienst tut. Durch alle diese Tätigkeit ist Professor Christlieb einer der wichtigsten Väter und Wegbereiter der deutschen Gemeinschaftsbewegung geworden.

Christlieb kannte keine konfessionelle Beschränkung, er hielt sich zu allen Kindern Gottes. Darum nimmt es nicht wunder, daß er bei der Gründung des „Westdeutschen Zweiges der Evangelischen Allianz“ dabei war. Auf großen internationalen Allianzkonferenzen wurde der Dienst des deutschen Professors, der die englische Sprache glän-

zend beherrschte, sehr geschätzt. Besonders eindrucksvoll ist eine Rede Christliebs 1873 in Neuyork gewesen. Er hielt sie vor Negern. Zwar war inzwischen die Sklavenbefreiung eingetreten, aber die schwarze Hautfarbe brachte den Negern immer noch genug Spott und Ächtung ein. Darum wurde ein Satz aus Christliebs Ansprache besonders begeistert von den Negern aufgenommen und in stürmischem Jubel und mitreißendem Rhythmus von den Massen immer aufs neue wiederholt: „Im Himmel gibt's nur eine Farbe!“

Aber auch in den kleinen Vereinshäusern im Oberbergischen und anderswo war Theodor Christlieb zu Hause und „Bruder unter Brüdern“. Wenn sonst die schlichten Pietisten sich oft eines gewissen Mißtrauens den Theologen gegenüber nicht erwehren konnten, bei diesem Professor waren sie ganz Ohr, dem gehörte ihre volle Liebe und Anerkennung. Ein führender Mann unter den Gläubigen im Oberbergischen war so dankbar und erfreut über den klaren, gründlichen und verständlichen Dienst Christliebs, daß er feststellte: „Es geht doch nichts über einen gläubigen Theologen!“

Professor Christlieb war eben ein Theologe, dem Jesus und seine Sache über alles ging. Wie freute er sich, sich selbst und andern den köstlichen Trost zurufen zu können: „Herr Jesus, von allem müssen wir einmal Abschied nehmen, nur nicht von dir!“ Daß die Sache, die Botschaft dieses Jesus laufe und seine Gemeinde sich sammle und auferbaue, das war ihm innerstes und heiligstes Herzensanliegen. Das ging ihm über alles Eigene und Persönliche. Der Sohn Alfred hat den Vater einmal beten hören: „Laß mich darüber wegsterben, wenn es für dein Werk besser ist, aber deine Sache laß vorwärts gehen!“ Der Junge ist ganz erschrocken gewesen. Betete hier der Vater nicht um seinen eigenen Tod? Aber er hat auch einen starken Eindruck gewon-

nen, wie das ist, wenn ein Mensch ganz für Jesus und sein Königreich beschlagnahmt ist.

Aus der Jugendzeit

Alfred Christliebs Geburt fällt in die Friedrichshafener Zeit. Am schönen Bodensee, da, wo in der Ferne das Schneehaupt des Säntis aufragt, hat er am 26. Februar 1866 das Licht der Welt erblickt. Nur etwas über 2 Jahre ist das Büblein im Schwabenland geblieben, dann folgte der Vater dem Ruf an die Universität Bonn. Doch die schwäbische Heimat hat Alfred Christlieb immer lieb behalten.

In Bonn am Rhein konnte sich solch ein Junge aber auch wohlfühlen und eine frohe Jugend erleben. Leider war Alfreds Gesundheit nicht immer die beste. Erholung und Stärkung brachten ihm schöne Ferienaufenthalte bei Verwandten auf der Schwäbischen Alb. In der Schule gab es gelegentlich Sorgen und Schwierigkeiten. Erste unauslöschliche geistliche Eindrücke waren die Andachten und Gebete des Vaters. Es war Professor Christliebs Hauptsorge, daß seine Kinder früh auf den Weg mit Jesus kämen. Aber er hat alles üble Drängen und Treiben unterlassen und verabscheut. Auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit des Gebetes hat der Vater seine Kinder unermüdlich hingewiesen. Als Alfred Bonn verließ, um auf dem bekannten evangelischen Gymnasium in Gütersloh weiterzulernen, begleitete ihn der Vater zum Bahnhof. ging noch neben dem sich schon in Bewegung setzenden Zug her und gab seinem Jungen als letztes die liebevolle Ermahnung mit: „Nicht wahr, mein Kind, du vergißt mir das Kämmlein nicht!“

Das Gütersloher Gymnasium hatte damals in Dr. Braun einen ganz vorzüglichen, tief gläubigen Religionslehrer. Braun ist später als Generalsuperinten-

dent nach Berlin gegangen. Wie viele seiner Schüler hat auch Alfred Christlieb diesen Mann ins Herz geschlossen und sehr verehrt. Im Pfarrhaus in Heidberg hatte Brauns Bild jahrzehntelang einen Ehrenplatz inne. Der Lehrer gewann gleich beim ersten Zusammentreffen das Vertrauen des neuen Schülers. Er fragte den Jungen nämlich, ob er Geschwister habe, und wie sie sich untereinander vertragen hätten. Alfreds offene und ehrliche Antwort lautete: „Wir haben uns oft gezankt.“ Darob keine Entrüstung bei dem geistlichen Herrn, sondern das Eingeständnis: „So ähnlich war es bei uns auch!“

Alfred Christlieb war inzwischen ein hochaufgeschossener junger Mann geworden, den die Mitschüler „Schmalbrett“ nannten. Er trieb eifrig Sport, war ein guter Turner und Schwimmer und betätigte sich als Mitbegründer des Gütersloher Turnvereins.

Bekehrt war er noch nicht, als er als Abiturient das Gütersloher Gymnasium verließ und sich dem Studium der Theologie zuwandte. Wohl trug er gute und starke Eindrücke aus dem Elternhaus und aus dem Unterricht und von der christlichen Persönlichkeit seines Lehrers Braun im Herzen. Aber die eigentliche Stunde der Hinkehr zu Christus mußte noch kommen. Alfred Christlieb ging zunächst auf die Universität Basel, wo er zugleich an der Predigerschule, die wegen ihrer klaren bibelgläubigen Theologie unter den ernstesten Christen großes Ansehen genoß, Vorlesungen hörte. Seine militärische Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger machte er in Bonn durch, wo er auch zugleich Vorlesungen an der Universität belegen konnte. Dann ging er nach Halle, wo er unter den gesegneten Einfluß von Professor Martin Kaehler kam.

Ein tiefer Einschnitt in Alfreds Leben war der frühe Tod des geliebten Vaters im Jahre 1889. Erst 56 Jahre alt war Professor Christlieb, als ihn sein Herr aus reicher Tätigkeit herausrief. Alfred weilte gerade in

Bonn zu einer militärischen Übung, als der Vater auf seinem letzten schweren Leidenslager lag. So konnte er ihn öfter besuchen. Dabei wurden ihm unverlierbare Eindrücke zuteil:

*„Die schönsten und gesegnetsten Stunden verlebten wir am Sterbebett unseres Vaters. Ich staunte über die völlige innere Ruhe, mit der er über seine Krankheit und die Sterbensmöglichkeit sprach. Rührend dankbar war er für jeden Dienst, der ihm geschah. Als die letzte Stunde geschlagen hatte, füllte eine himmlische Freudenatmosphäre das ganze Sterbezimmer. Sein ruhiger, getroster Gesichtsausdruck schien uns allen zu sagen: ‚Kinder, seid ganz ruhig, es wird alles recht werden, Er führt alles herrlich hinaus!‘ Bei ihm konnten wir es erfahren: ‚Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!‘“**

Das letzte Wort, das der Sohn aus dem Munde des sterbenden Vaters hörte, war die unvergeßlich liebe Einladung: „Mein Kind, ruhe hier bei mir aus!“ Als der Soldat sich zum Dienst aufmachen mußte, schlummerte der Kranke. Als er aus der Kaserne heimkehrte, war der Vater entschlafen. In Uniform ging Alfred hinter dem Sarge her.

O du schöner Westerwald!

Nach des Vaters Heimgang verhalf ein Stipendium Alfred Christlieb zur Weiterführung und Vollendung seines Studiums. Doch was weit wichtiger war als die Gewährung dieser Beihilfe, ihm widerfuhr in der Einsamkeit eines Westerwalddörfleins die entscheidende Lebenswende. Und das begab sich so:

Alfred Christlieb hatte in den letzten Lebenswochen seines Vaters an einer militärischen Übung in Bonn teil-

* Wörtliche Zitate von Alfred Christlieb sind in Schrägschrift gedruckt.

genommen. Nun rückte sein Regiment in den Westerwald zum Manöver ab. Dort wurde er krank und lag als Patient in einem Bauernhaus in der Nähe von Altenkirchen. Gläubige Männer des Dorfes, denen der Name Christlieb nicht unbekannt war, suchten ihn auf. Sie trafen auf einen jungen Mann, dem man anmerkte: Der sucht das Heil, der will Frieden mit Gott. Der Heimgang des Vaters und die Stille des Krankenstübleins hatten vorgearbeitet, nun kamen die Brüder als Boten und Werkzeuge Gottes, und ihr schlichtes Gebet und Zeugnis half Alfred Christlieb zur Gewißheit der Gotteskindschaft. So wurde der Westerwald eine entscheidende Station im Leben Alfred Christliebs, dort fand er die Ruhe eines mit Gott in der Vergebung des Kreuzes Jesu versöhnten Gewissens. Und darum war es ihm im Westerwald, von dem ein Lied singt, daß über seine Höhen der Wind so kalt pfeift, sehr warm und wohl und traulich zumute.

Nach dieser seiner stillen Damaskusstunde wurde es Alfred Christlieb fröhlich gewiß: Jetzt gehöre ich ganz und für immer dem Dienst des Herrn. In diesem Dienst durfte er auch bald selber überraschende erste Schritte machen. Der Bruder, der in Volkertsen bei Altenkirchen die Versammlung halten soll, wird krank. Was nun? Guter Rat ist hier nach Meinung der Brüder gar nicht teuer. Da springt eben der Unteroffizier Alfred Christlieb ein! Der will sich erst wehren: „So was habe ich doch noch nie getan!“ Prompt kommt die Gegenfrage: „Haben Sie den Herrn Jesus lieb?“ Und ob Alfred Christlieb den liebhat! Der ist ja gerade jetzt als der persönliche Heiland in sein Leben eingetreten und hat ihn so froh gemacht! Dann muß er sich aber auch der unbestreitbaren Schlußfolgerung des Bruders fügen: „Wenn Sie den Herrn liebhaben, müssen Sie auch ein Zeugnis für ihn haben!“

Nein, nun sträubt sich Alfred Christlieb nicht länger! Mit der Feldmütze auf dem Kopf, als ein bleicher,

schmaler Soldat, dem man die soeben bestandene Krankheit noch deutlich ansieht, erscheint er in der „Stunde“. Dankbar wird sein erster Dienst, den er zaghaft beginnt, und über dem er immer fröhlicher und wärmer wird, angenommen. Jetzt hat er das „Schwimmen“ gelernt! Man hat ihn einfach in die Arbeit hineingeworfen, und es ist gut gegangen — mit Gottes Hilfe! Später hat Alfred Christlieb den Dienst, den ihm die Westerwälder mit dem „Schwimmenlernen“ erwiesen haben, auch seinerseits gern an andern getan.

Das herrliche Erleben im Westerwald hat Christlieb die persönliche, heilsfrohe Verbindung mit dem lebendigen Herrn Jesus Christus gebracht. Zugleich ist aber auch die Liebe zu den Brüdern, den Leuten Jesu, in seinem Herzen wachgerufen worden. Mußte er nicht diesen schlichten Männern gut sein, die Werkzeuge der Gnade für ihn gewesen waren? Im Westerwald, da ist Alfred Christlieb der „Bruder unter Brüdern“ geworden, und er ist es sein Leben lang geblieben.

Nach dem ersten theologischen Examen ging Alfred Christlieb noch einmal nach Gütersloh und wurde Hauslehrer einer adligen Familie. Als er seine zweite theologische Prüfung hinter sich hatte, kam der Ruf aus der Evangelistenschule Johanneum zur Mitarbeit. Die von seinem Vater in Bonn begründete Schule siedelte 1893 ins Wuppertal über und fand dort ein wunderschönes Plätzchen an einem lieblichen Berghang unmittelbar am Walde. Als der Kandidat Christlieb als Lehrer ins Johanneum eintrat, war er schon innerlich so gereift und zum Beter geworden, daß ihm das Wichtigste war, sich ein stilles Dachkammerlein zu sichern, wo er ungestört mit seinem Gott allein sein konnte. Nein, nicht nach einem bequemen, sondern nach einem stillen Zimmer sehnte er sich.

Es war nur ein kurzer, aber ein gesegneter Dienst. den Christlieb im Johanneum tat. Er gab griechischen

Unterricht und behandelte das Leben des Apostels Paulus. Da legte er die Grundlagen zu seinen späteren umfassenden Paulusstudien, die eine so reiche Gabe seiner Schriftforschung sind.

Christlieb kannte seine Schüler nicht nur vom Klassenraum her, er beteiligte sich auch in ihrer Mitte an der Gartenarbeit, obwohl die Lehrer dazu nicht verpflichtet waren. Ernst und gesammelt war seine ganze Art, sehr streng war er in seinen Forderungen gegen sich selbst. Auf jemanden, der ihm später sehr nahestand, und der ihn im Johanneum zum erstenmal sah, wirkte er geradezu düster und asketisch, so daß der Besucher richtig Angst vor ihm hatte. Aber wie bescheiden und gütig war er auch wieder im Umgang mit den jungen Brüdern! Man mußte ihm schon damals das Zeugnis geben, daß er sich im Umgang mit andern nie etwas vergab, und daß in seiner Gegenwart auch andere vor Entgleisungen bewahrt wurden.

Station Nümbrecht

Dann kam in Alfred Christliebs Leben die wichtige Station Nümbrecht. Nümbrecht ist die Wirkungsstätte des unvergeßlichen Pastors Jakob Gerhard Engels gewesen. Der liebe Mann war in jenen Jahren schon alt und viel leidend. Er brauchte dringend jüngere Brüder als Gehilfen in der riesengroßen Gemeinde, die 73 Ortschaften, im Oberbergischen „Höfe“ genannt, umfaßte. Da war sein Blick auch auf den Kandidaten Christlieb gefallen, dem Nümbrecht kein unbekannter Name mehr war. Alfreds Bruder Theodor war im benachbarten Denklingen Pfarrvikar und später Pfarrer. Seine Besuche dort hatte Alfred Christlieb immer gern mit einem Abstecher nach Nümbrecht verbunden.

Nun rief ihn dieser teure Gottesmann: Komm nach

Nümbrecht als Hilfsprediger und Mitarbeiter! Christlieb nahm den Ruf an und kam Anfang 1895 nach Nümbrecht und damit auf eine Hochschule, die ihn entscheidend für Glauben und Dienst mitgeprägt hat. Was an Engels so hervorstach, war seine große Demut. Als Christlieb ihn einmal über dieses sein Lieblingsthema predigen hörte, da faßte er als seinen Eindruck zusammen: „Der Mund wird einem wässerig nach der wirklichen Herzensdemut!“ Engels war ein vorsichtiger, durch und durch lauterer Mann, der bis ins letzte Wort hinein vor seinem Herrn und vor den Leuten in heiliger Zucht bleiben wollte. Er war ein stiller Mann, allem lauten, ungestümen, treiberischen Wesen abhold, auch in der Verkündigung. Ein anderer junger, temperamentvoller Hilfsprediger bat ihn einmal um eine Beurteilung seiner Predigten. Der mit Worten und Urteilen immer sehr behutsame Engels wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, schließlich sagte er: „Sie müssen stiller werden.“

Engels war so ganz ein Mann, dessen Art der von Alfred Christlieb entsprach. Hier begegneten sich wirklich zwei geistesverwandte Naturen. Der junge Hilfsprediger hat sich dem Eindruck und Einfluß des alten Gottesknechtes willig geöffnet, ohne darum zu einem Abklatsch von Engels zu werden. Dafür stand er viel zu sehr in einer eigenen persönlichen Beziehung zu Jesus.

Christlieb kam in geistlich bewegten Zeiten nach Nümbrecht. Überall in den Höfen und Häusern der Gemeinde brannte das Feuer des Heiligen Geistes. Viele kamen zum Glauben, und von denen, die auf dem schmalen Weg waren, wuchsen manche heran zu selbständigen und urteilsfähigen Männern und Frauen in Christus. Im Umgang mit ihnen wurde die im Westerwald erweckte Liebe Alfred Christliebs zum Volke Gottes noch vertieft. Ja, diese einfachen Bauern und Handwerker auf dem Weg mit Jesus wurden je

länger je mehr sein Lieblingsumgang. Nirgendwo war ihm so wohl wie unter ihnen. Das Gemeinschaftswesen des Oberbergischen, so unvollkommen und wunderlich auch da die „Heiligen“ noch sein konnten, wurde in der Nümbrechtler Zeit ganz und gar seine geistliche Heimat.

Ein Weg- und Dienstgefährte Alfred Christliebs in jener Zeit war der 1957 im hohen Alter heimgegangene Pastor Johannes Conrad. Er war ebenfalls 1895 bis 1896 Hilfsprediger beim seligen Pastor Engels. Wenn er aus jenen fernen Tagen erzählte, dann kamen viel liebevolle Erinnerungen zutage. Dann wurde das Bild Alfred Christliebs in der Frühzeit seiner Entwicklung und Wirksamkeit ergreifend deutlich. Was später seine Freunde so an ihm liebten, was ihn so anziehend und jesusähnlich machte, das war alles schon damals lebenskräftig in der Ausprägung begriffen. Nur eins, erzählte Pastor Conrad, habe sich an Christlieb gewandelt. Er sei damals nicht frei gewesen von gewaltsamer Askese, sein Ernst habe manchmal direkt düster gewirkt. Derselbe Eindruck, den er vorher im Johannemachen konnte! Das habe sich aber im Laufe der Jahre immer mehr gelöst und gelockert, sein Wesen sei immer fröhlicher und lieblicher geworden, so daß viele an ihm bis in die Gesichtszüge hinein einen Widerschein von des Heilands Art gesehen hätten.

In alten, vergilbten Büchlein hatte Johannes Conrad allerlei Erinnerungen an seinen Freund aufbewahrt. Manche Aussprüche Christliebs hatten sich ihm unverlierbar eingepreßt. Da ist z. B. der Rat gewesen: „Lies immer die Bibel mit dem Schreibheft und dem Bleistift in der Hand! Halte die Gedanken und Einsichten, die dir beim Studium des Wortes Gottes kommen, sofort schriftlich fest!“ Wenn Alfred Christlieb selber nicht so treu dieser Anweisung gefolgt wäre, wären seine Schriftkenntnisse und -erkenntnisse sicher nicht so reichhaltig und fruchtbar geworden. Der den

Rat damals erhielt, bezeugte: „Das war auch für mich der Beginn eines intensiven Schriftstudiums.“

In der betenden und sinnenden Vorbereitung auf die Predigt war Alfred Christlieb schon damals gründlich. Wie wollte er ganz offen sein für das, was der Heilige Geist ihm gab! Wenn ihm besonders glänzende Einfälle, Gedanken und Wendungen in den Sinn kamen, die wies er energisch ab. Er fürchtete, die kämen aus seinem eigenen Geist. Er betete nicht nur für die Predigt selber, und daß er während des Predigens in der rechten Stellung und Abhängigkeit vom Herrn bleiben möge, er flehte auch für die Minuten hinterher: „Gib mir nach jeder Predigt oder Ansprache die richtige, dir wohlgefällige Stellung!“ Daß nur keine Selbstgefälligkeit sich aufmachte! Ihre ersten, leisesten Regungen haßte er und bat Gott, ihn davor zu bewahren.

Wie verabscheute Pastor Engels die Sünde! Er hatte einen heiligen Unwillen gegen sie. Sein Element sollte immer mehr werden, den Willen Gottes zu tun. Alfred Christliebs Stellung war ähnlich. Er flehte: „Herr, lehre mich mit peinlichster Wachsamkeit auf die Anfänge der Sünde, auf ihre ersten Versuche, sich in meinem Herzen breit zu machen, achten! Hilf mir, sie im Keime zu ersticken!“ Es hieß in seinen Gebeten: „Laß nie eine Neigung in mir aufkommen gegen deinen Willen! — Laß mich nie eine Stelle annehmen gegen deinen Willen! Verzäune mir jeden Weg, der gegen deinen Willen ist! Laß mir nur den Weg offen, der deinem Willen entspricht!“ Nicht nur die großen Entscheidungen des Lebens wollte Alfred Christlieb dem Willen Gottes unterworfen sein lassen, auch die kleinen alltäglichen Dinge sollten davon nicht ausgenommen sein. Er bat seinen Herrn: „Laß nur den Besuch zu mir kommen, der nach deinem Willen ist!“

Die beiden Freunde Alfred Christlieb und Johannes

Conrad sind einmal zu einer Pfarrkonferenz nach Leuscheid gegangen. Das war außerhalb ihres eigenen Kirchenkreises, der Aggersynode. Es war ein Weg von mehreren Stunden. Eine Stunde war zurückgelegt. Da sagte Christlieb: „Geh jetzt bitte vor, ich möchte allein sein! Wenn ich wieder zu dir kommen will, dann pfeife ich.“ So marschierten die beiden während einer halben Stunde getrennt und hatten Gebetsstille. Nein, das wollte und konnte Alfred Christlieb nicht, 5 Stunden lang sich nur unterhalten! Er mußte zwischendurch vor Gott stille sein. Er hielt es in diesem Stück wie Paulus, der nach Apostelgeschichte 20, 13 seine Gefährten mit dem Schiff vorausschickte und allein den Fußweg von Troas nach Assos machte, weil er die Stille suchte.

„Da oben im Heidland“

Während Nümbrecht ein herrlicher Mittelpunkt geistlichen Lebens war, sah es in anderen Teilen des oberbergischen Landes gar traurig aus. Da war z. B. die riesige Kirchengemeinde Eckenhagen. Ihre Bewohner standen in dem Ruf, rauhe Leute zu sein. Erweckliche Predigt auf der Kanzel hatten sie nie gehört. Eine Handvoll entschiedener Christen, die dem Evangelium den Weg auch in diese tote Gegend bahnen wollten, wagte sich einmal — es war im Jahre 1892 — mit einem geistlichen Konzert an die Öffentlichkeit. Eine eigentliche christliche Versammlung hatte der Bürgermeister nicht erlaubt. Es kamen allerlei Leute, die sich aber mit recht gemischten Gefühlen die herrlichen Evangeliumslieder anhörten, die gesungen wurden. Offen loderte der Widerstand auf, als ein alter Christ Traktate zu verteilen begann. Die wurden ihm von vielen zerknüllt und zerrissen vor die Füße geworfen. Auf dem Heimweg flogen noch Steine hinter den tapferen Gläubigen her.

In diese gefährliche Ecke ging aber unverdrossen der Bibelbote Scheffels, ein Abgesandter der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland. Er war ein kleines Männlein, aber voll brennender Jesusliebe. Die Büchertasche mit christlichen Schriften baumelte ihm immer an der Seite auf seinen Evangeliumswegen. Ein paar Getreue waren schon da, bei denen er einkehren konnte. Das waren vor allem die Brüder Wilhelm und Franz Krumm aus dem Hof Lüsberg, die schon jahrelang an den Herrn Jesus gläubig waren. An manchen Sonntagen pilgerten sie im Verein mit etlichen Freunden vier Stunden weit nach Nümbrecht, um Pastor Engels zu hören. So groß war ihr Hunger nach dem Lebensbrot, das dort gebrochen wurde.

Auf die Dauer war die Gemeinde Eckenhagen zu groß, und gerade der Gemeindeteil, in dem Lüsberg lag, trachtete nach Selbständigkeit. Unter den Gründen, mit denen man in einer Bittschrift das Konsistorium in Koblenz von der Notwendigkeit einer eigenen Kirchengemeinde zu überzeugen versuchte, stand voran dieser: „In unserer Gemeinde nehmen Pietismus und Außerkirchlichkeit überhand. Das kommt daher, daß wir hier einfach zu verlassen und zu weit von der Kirche weg sind. Wir brauchen einen eigenen Pfarrer, der diesem Treiben steuert.“

Tatsächlich gab das Konsistorium dem Drängen nach. „Da oben im Heidland“ wurde eine neue Kirchengemeinde begründet, deren Mittelpunkt der weltentlegene Fleck Heidberg wurde. Dort sollten Kirche und Pfarrhaus stehen. Das Kirchlein wurde zuerst gebaut. Es hatte eine liebliche Lage auf einer Anhöhe. Man konnte von dort weit ins Land hinaussehen. Der Blick fiel auch auf eine große Halde, das Überbleibsel eines Silber- und Bleierzbergwerkes. Die Grube hatte einst den Bewohnern des Heidlandes Brot und Verdienst gebracht, war aber längst als unrentabel eingestellt worden.

Jetzt war die Frage zu lösen: Wer wird der Pfarrer der neuen Gemeinde Heidberg? Die Gläubigen, deren Zahl immer mehr wuchs, und die auch schon im Presbyterium (Kirchenvorstand) und in der größeren Gemeindevvertretung ihren Einfluß geltend machten, beteten eifrig um einen klaren, lebendigen Verkündiger des Evangeliums. Ihre Blicke richteten sich nach Nümbrecht, wo ihnen der Hilfsprediger Christlieb durch seine Predigten das Herz abgewonnen hatte. Er wurde um eine Gastpredigt gebeten, lehnte aber ab, weil er sich vor einem eigenen Weg fürchtete.

Die Heidberger wurden durch die Absage nicht entmutigt und ließen Christlieb wissen, daß sie ihn auch ohne Probepredigt wählen wollten. So etwas war nun wirklich nicht alltäglich. Durfte er da bei seinem Nein verharren? Er sagte zu und erlebte die Freude, daß ihn auch der erst recht betrübte Pastor Engels, der ihn so gern als seinen Nachfolger in Nümbrecht gesehen hätte, in seinem Entschluß bestärkte und ihm sagte: „Bruder Christlieb, der Herr hat in dieser Nacht mit mir gesprochen, du mußt nach Heidberg gehen!“

Am 7. Februar 1896 zog Alfred Christlieb als „Heidepfarrer“ in die neue Gemeinde ein. Wenn man es recht bedachte, war es ein seltsamer Weg: Der Professorensohn aus so ganz anderen Verhältnissen wird Hirte von lauter schlichten und geringen Leuten, die in einer einsamen Berggegend auf rauhem und wenig fruchtbarem Boden ihr mühsames Leben und Tagewerk haben. Der Mutter fiel es nicht leicht, zu diesem Weg ihres Jungen ein fröhliches Ja zu finden. Aber Alfred Christlieb, der längst wie sein Lehrmeister Jakob Gerhard Engels nach der Herzensdemut trachtete, vertraute sich willig dieser Führung Gottes an und erlebte von Jahr zu Jahr köstlicher die Bestätigung, daß ihn wirklich der Herr in diese Einöde geschickt hatte.

Es war eine rechte Einöde, und die ersten Besucher hatten Mühe genug, sich dort zurechtzufinden. Das be-

scheidene Kirchlein stand ganz traulich da, aber mit der Wohnung für den Pfarrer haperte es noch eine ganze Weile. Ein altes Haus, in dem einst in den Tagen, als die Heidberger Grube noch in Betrieb war, ein Steiger gewohnt hatte, wurde notdürftig für den neuen Pfarrer eingerichtet; eine treue Frau aus der Nachbarschaft übernahm die Beköstigung. Im Herbst und Winter, wenn die Nebel übers Land krochen und es fror, daß es krachte, war es oft elend kalt und ungemütlich in der Wohnung. Aber ein Gastzimmer war von Anfang an da. Alfred Christlieb wollte gern viel Besuch haben, so wie er es aus dem Pfarrhaus von Engels gewöhnt war. In den ersten Zeiten, in denen alles noch so primitiv war, mußten die Besucher allerdings von dem Schlage des Kandidaten P. sein: Der liebe Mann riß nicht aus, als eines Nachts die Decke der schiefen Wand eines Dachzimmerleins einstürzte und Kalk und Mörtel ihm über die Beine rollten.

Als dann die Pfarrwohnung gebaut wurde, wurde es auf dem Heidberg bedeutend erträglicher. Von Luxus konnte aber auch dann keine Rede sein. Möbel standen zunächst nur sehr spärlich in dem großen Gebäude, und nach Gardinen schaute man sich vergeblich um. Wie unbeschreiblich einsam lag das Haus da! Der Hausherr hatte Stunden, wo ihn diese Abgeschiedenheit bedrücken wollte, aber er konnte auch von beglückenden Erfahrungen berichten: *„Wenn ich des Abends in das dunkle, kalte und leere Haus kam und die Haustüre aufschloß, dann ist mir oft zumute gewesen, als ob der Herr Jesus mir entgegengekommen sei und mir freundlich Guten Abend gesagt habe, dann bin ich unaussprechlich selig gewesen.“* Eine Wasserleitung wurde übrigens erst um das Jahr 1910 angelegt.

Alle hatten eigentlich Pastor Christlieb auf dem Heidberg erwartungsvoll willkommen geheißen. Die Gläubigen durften ja begründete Zuversicht haben, daß ein guter Bote Jesu zu ihnen gekommen sei. Aber

was würden die anderen erleben, die von dem neuen Pfarrer erwarteten, daß er dem von ihnen fälschlicherweise Sektenwesen genannten, so rege aufblühenden Gemeinschaftsleben den Garaus machen und sie selber im übrigen hübsch unbehelligt lassen sollte? So einer war Christlieb nicht und wollte und konnte er keiner sein! Dann waren Spannungen unvermeidlich.

Was war das denn? Ärgerlich horchten viele Kirchenbesucher auf. Der Pastor zählte ja nach der Predigt unter den Bekanntmachungen alle die Versammlungen und Gebetsstunden auf, die im Lauf der Woche in der Gemeinde stattfinden würden. Er lud dazu ein, und er sollte sie doch bekämpfen! Man machte ihm heftige Vorwürfe, auf die er, der bescheidene und fast schüchterne junge Mann, erwiderte: „Das haben wir in Nümbrecht bei Pastor Engels immer so gemacht.“ Eine Zeitlang gab Christlieb den Kritikern nach und unterließ die Bekanntmachungen, später geschahen sie dann regelmäßig.

Was aber keinen Augenblick unterblieb, war die klare und herzandringende Predigt des Evangeliums. Jetzt wurde Heidelberg so etwas wie ein zweites Nümbrecht. Nicht nur aus der eigenen Gemeinde, von weit her kamen die Leute, die nach kerniger Speise des Wortes Gottes, nach kräftigem Trunk aus dem Lebensquell verlangten. Das Wort von der Gnade brachte Frucht. Christlieb hielt es auf der Kanzel genauso, wie er es mit einem Mann gemacht hatte, der ihm im Dunkeln in unbekannter Gegend den Weg zeigte. Dem dankte er für seine Hilfe und sagte ihm: „So, jetzt haben Sie mir den Weg nach N. gezeigt, jetzt will ich Ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen.“ Das tat er dann so klar und lockend, dabei aber gar kein bißchen treiberisch, daß der Mann tief beeindruckt war und jener nächtliche Gang für ihn die Entscheidungsstunde in seinem Leben wurde.

Christlieb zeigte in Heidelberg den Weg zum ewigen

Leben. Er tat das nicht als feuriger Evangelist, sondern in der stillen, tiefen, lieben Art, die ihm eigen war, und er erlebte, daß seine Verkündigung ein dankbares Echo fand und manche Frucht wirkte. Es erhob sich aber auch Widerspruch. Der persönliche Klang in der Predigt, der das Herz und Gewissen des einzelnen unermüdlich suchte, ging manchen Leuten auf die Nerven. Sie wollten ihre Ruhe haben und aus ihrem alten Trott nicht aufgeschreckt werden. Sie klagten und emportrugen sich: „Was will der Christlieb bloß, der bringt eine neue Religion nach dem Heidberg! Wir aber wollen auf unsern alten Glauben an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist selig werden!“

Das Konsistorium in Koblenz bekam aus der Gemeinde Heidberg allerlei Briefe. Die lauteten aber anders als einst die Bittschrift, mit der man um einen eigenen Pastor gekämpft hatte. Den hatte man ja jetzt, aber man war nicht zufrieden mit ihm. Klage- und Anklageschriften wider ihn liefen ein, weil der Mann so ganz anders war und handelte, als man sich das gewünscht hatte. Tolle Sachen brachte man gegen ihn vor. Einer schrieb: „Ich wollte am Sonntagmorgen unsere Heidberger Kirche besuchen. Doch als ich in diese eintrat, war sie so überfüllt, daß ich keinen Platz mehr finden konnte. Aus der ganzen Gegend läuft nämlich das fromme Volk zusammen, so daß die Einheimischen selbst keinen Raum mehr haben. Ich bitte das Konsistorium, diesen Zuständen in der Gemeinde Heidberg ein Ende zu machen und bald Abhilfe zu schaffen.“

Die Kirchenbehörde war klug genug, auf solche wunderlichen Klagen nicht zu hören. Sie ließen auch langsam nach. Der neue Pfarrer gewann sich immer mehr die Herzen. Er predigte nicht nur das Evangelium mit dem Munde, seine ganze demütige, liebevolle, freundliche Art war eine Predigt für sich, und die machte auch auf solche Leute Eindruck, die sich gegen das Wort noch innerlich auflehnten.

Am Rande der Ewigkeit

Groß und schmal war der Pfarrer von Heidberg, nicht der Stärkste und Gesundeste. Dabei dehnte sich sein Dienst immer mehr aus. Zur Arbeit in der eigenen Gemeinde kamen in wachsender Zahl Rufe nach auswärts. Das klare Evangeliumszeugnis Alfred Christliebs fing an, an vielen Orten begehrt zu werden. Einst — es war im Jahre 1901 — kam er vollständig durchfrozen und durchnäßt bei seinem Freund Pastor Friedrich Grote in Oberfischbach im Siegerland an. Schüttelfrost und Fieber überfielen ihn, und er mußte schleunigst ins Bett. Das war der Beginn einer langen Zeit der Krankheit und Schwachheit. Bange und besorgt holten die Heidberger ihren Pastor im Kutschwagen in die heimatlichen Berge zurück.

Alfred Christlieb war durch und durch krank. Magen, Herz und Lunge waren nicht in Ordnung. Mit viel liebender und fürbittender Anteilnahme umgab man in Heidberg und darüber hinaus den Kranken. Er war in seiner Schwachheit so dankbar, wenn die Brüder nach ihm sahen und mit ihm beteten: *„Wenn der liebe Bruder Grote von Oberfischbach kam, um am Sonntag den Dienst am Wort zu tun, dann war ich glücklich. Wenn er dann am Nachmittag zur Stunde nach Lüsberg ging, dauerte es mir immer zu lange, bis er wiederkam. Wie freute ich mich, wenn wir dann wieder gemeinsam beten konnten!“*

Die sich hinschleppende Krankheit machte die Berufung eines Hilfspredigers nötig. Pastor Christlieb fühlte sich oft so schwach, daß er an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Als seine Haushälterin sich um die Wintervorräte kümmern wollte, meinte er: „Das ist nicht mehr nötig, ich gehe bald heim.“ So unterblieb die Eindeckung für den Winter. Er brauchte allerdings hinterher nicht zu hungern, als Gott ihn dann doch am

Leben erhielt. Die anhänglichen Heidberger brachten ihrem Pastor genug und übergenuß ins Haus.

Es gab Tage, wo Christlieb sich wieder stärker fühlte und kleinere Wege wagen konnte. Im benachbarten Hof Langenseifen brannte es eines Tages, und Christlieb machte sich auf zur Unglücksstätte. Hilfsprediger Ettl ing legte wacker mit Hand an bei den Löscharbeiten, der Pastor konnte nur bei seiner früheren Hauswirtin sitzen und zu Gott flehen. Das ganze Dorf geriet bei dem gefährlichen Windeswehen, das die Funken des Brandes auf das benachbarte Haus zu treiben drohte, in Gefahr. Der kleine Teich war schon völlig ausgeschöpft, das Löschen damit zu Ende. Christlieb und die alte Mutter hielten an am Gebet. Da geschah ein Wunder: Der Wind sprang plötzlich um und jagte die Funken nach der entgegengesetzten Richtung, vom Dorf weg. Gott hatte das Flehen des kranken Beters erhört.

Neue Schwachheitszeiten kamen. Die Gedanken des Kranken eilten betend zur Ewigkeit: „O wäre ich doch nur endlich zu Hause!“ Er sagte oft ein Lied vor sich hin, in dem es hieß: „Wer seinen Hochzeitstag schon vor sich sieht, der ist um Erdentand nicht mehr bemüht.“ Doch Alfred Christliebs irdisches Tagewerk war nach Gottes Willen noch lange nicht zu Ende, Gott wollte durch diesen seinen Prediger von der freien Gnade noch manchen Menschen rufen und segnen. Die Freunde hin und her hielten an am ernstlichen Gebet. Der liebe Alfred Zeller kam aus Männedorf in der Schweiz und berichtete von dem unaufhörlichen Flehen der Hausgemeinde für den Pastor von Heidberg. Er selber betete tagelang ernstlich mit und über Alfred Christlieb. Und tatsächlich, es kamen Zeichen einer gnädigen Wendung.

Da sagte der Arzt: „Jetzt müssen wir nachhelfen und Sie zur Kur in den sonnigen Süden schicken; in dem rauhen Klima von Heidberg können Sie nicht ge-

nesen.“ Christliebs Freunde fanden diesen Rat sehr einleuchtend, bloß der Kranke selber konnte und wollte nicht recht zustimmen. Er machte es in der Angelegenheit wie David, der in 1. Samuel 23, 2 den Herrn fragt: „Soll ich gegen Kegila ziehen und mit den Philistern streiten?“ Christlieb fragte: „Herr, soll ich nach Italien ziehen?“ Er wurde keiner Zustimmung von seiten Gottes gewiß. Darum nahm er das Mißfallen der Freunde und den Ärger des Arztes in Kauf und blieb in Heidelberg. Er wollte nichts gegen Gott tun.

Da kam der alte Vater Elias Schrenk auf den Heidelberg gereist. Er war Alfred Christliebs Patenonkel. Er unterbreitete erneut die dringliche Bitte der Freunde: „Es ist uns allen ein Anliegen, daß du der Gemeinde Gottes erhalten bleibst, darum geh für den Winter nach Italien!“ Er brachte auch gleich das Geld für die Reise mit. Das beeindruckte den Kranken sehr, und er fragte wiederum in der Sache den Herrn. Aber auch dieses Mal gewann er keine Freudigkeit, dem Reiseplan zuzustimmen. Er hörte vielmehr deutlich den Befehl Gottes: „Du sollst nicht nach Italien gehen, sondern in Heidelberg bleiben.“ Der Hinweis, man könne auch schon mal einen gewissen Eigensinn mit dem Willen Gottes verwechseln, machte ihn nicht irre. Er blieb unter seinen getreuen Betern und Beterinnen von Heidelberg. Das war doch ein anderer Umgang als der mit redesüchtigen und heißblütigen Italienern! Er meinte hinterher, wenn er unter die geraten wäre, dann wäre er gestorben.

Alfred Christlieb ist in der Tat auch ohne die Sonne Italiens genesen. Das rauhe, winterliche Klima von Heidelberg konnte ihm nichts anhaben. Eine große Glaubensermutigung und auch körperliche Kräftigung empfing er unter dem Gebet und der Handauflegung des väterlichen Freundes Elias Schrenk. Mit dem Evangelisten Hermann Dannert konnte er Anfang 1902 schon wieder einen kleinen Spaziergang machen. Überm

Berichten von all der Anhänglichkeit und Gebetstreue seiner Heidberger in den schweren Monaten, die hinter ihm lagen, wurde es Christlieb ganz warm ums Herz, so daß er ausrief: „Gibt es auch eine schönere Gemeinde, als ich sie habe? Und da sagt man, Heidberg sei die Gegend, wo die Welt mit Brettern zugenagelt sei!“

Langsam nahm die Besserung zu. Für den Gesunden war es klar: „Herr, auf deine Güte will ich mit vermehrter Treue und Hingabe antworten. Mein ganzes Leben soll dich preisen!“ 32 Jahre lang hat Christlieb das noch tun dürfen. Im Frühjahr 1902 hielt er die erste Predigt nach der langen Krankheitszeit. Der Prediger stieg nicht auf die Kanzel und trug keinen Talar. Das strengte ihn noch zu sehr an. Im Gang der Kirche stand er unter seinen Leuten. Längere Zeit hindurch hielt er es so.

Ein Studentenbrief vom Jahre 1903

Überall, wo man Alfred Christlieb kannte und liebte, war große Freude über die Hand Gottes, die ihn wiederaufgerichtet hatte. Viele kamen, um ihn persönlich zu grüßen. Immer größer wurde die Anziehung, die von dem Pfarrhaus in den stillen Bergen und seinem gesegneten Hausherrn ausging. Wie freute sich Christlieb über allen Besuch! Jedem, der kam, wurde es so heimelig und gemütlich gemacht wie irgend möglich. Manchmal war beinahe jeder Raum des Hauses ein Gastzimmer. Wer Erholung an Leib und Seele suchte — auf dem Heidberg konnte er sie finden.

Der körperlich immer noch schwache Hausherr ließ es sich nicht nehmen, seine Gäste selber mit allerlei Liebesdiensten zu umgeben. Ein Besucher, der bei strömendem Regen in Heidberg ankam, hat folgendes Bild nie vergessen können: Er schaut am nächsten Morgen

durchs Fenster und entdeckt doch wahrhaftig, wie Pastor Christlieb damit beschäftigt ist, seine — des Gastes — über und über beschmutzten Schuhe zu säubern.

Von weit her kamen die Besucher. Wir wollen uns einmal von 2 Studenten aus Halle an der Saale berichten lassen, wie es ihnen auf dem Heidelberg ergangen ist. Der Brief vom 12. Juni 1903, den der eine Studiosus an seine Eltern schrieb, beschreibt alles höchst anschaulich und kurzweilig:

„Wir hatten vor, noch an demselben Tag nach dem Dorf Heidelberg zu kommen, dessen Besuch uns Dr. Heim (Anm.: der bekannte Theologe Karl Heim) sehr empfohlen hatte. Vorher hatten wir uns bei Pastor Christlieb angemeldet und waren sehr gespannt auf den Besuch bei ihm. Dr. Heim hatte uns schon alle möglichen Sachen von ihm erzählt.

Wir mußten unterwegs erst auf eine Nebenbahn umsteigen, dann wieder auf eine Nebenbahn, die hin und wieder mitten auf einer Dorfstraße hielt. Die letzte Station war Freudenberg. Wir hatten auf der Reise ziemlich stromerhaftes Aussehen bekommen und wollten uns deshalb durch Rasieren verfeinern, aber wir konnten im ganzen Städtchen keinen Barbier entdecken. Wir machten uns nun auf den Weg nach Heidelberg (nebenbei: In H. trieben wir im Pfarrhaus ein altes Rasiermesser auf!), wo wir auf Waldwegen nach 3½stündigem Marsch und vielem Herumfragen endlich ankamen. Herrlich war die Gegend, durch die wir wanderten, ganz wie in Thüringen, gebirgig, mit schönen Laub- und Nadelwäldern und manchmal herrlichen Aussichten. In Heidelberg stand das große neue Pfarrhaus (zweistöckig) hoch auf dem Berge, daneben ein sehr einfaches Kircherl. Das Ganze lag mitten in Bäumen. Die Umgebung zeigte schöne bewaldete Berge. In der Küche trafen wir eine freundliche Bedienungsfrau, die uns sagte, daß der Pfarrer gerade bei Kran-

ken sei, aber bald heimkommen werde. Der Tisch war sehr schön für drei gedeckt. Das sahen wir mit Behagen. Wir ließen uns etwas von der Frau erzählen.

Dann kam der Pfarrer. Wir gingen ihm, da wir ihn schon von weitem sahen, ein Stück entgegen. Ein kleines, altes Männchen hatte ich mir unter ihm vorgestellt. Statt dessen sahen wir einen großen, schlanken Mann, Mitte der Dreißiger, mit schwarzem Vollbart, blassem Gesicht und dunklen Augen, auf uns zukommen, der uns gleich sehr herzlich begrüßte, und dem man es sofort anmerkte, daß er ganz anders war als alle andern. Er freute sich sehr über unsern Besuch; denn er ist ganz einsam. Unverheiratet, wohl wegen seiner Kränklichkeit, bewohnt er das riesige Haus ganz allein. Gardinen gibt es hier nicht, spärliche Bilder an den Wänden, darunter ein prächtiges Ölgemälde von Dr. Heim, auf dem er das Kircherl von einem besonders günstigen Punkte aus bei Abendbeleuchtung so fein gemalt hat, daß es aussieht wie ein griechischer Göttertempel. Im Eßzimmer stand außer Tisch und Stühlen als einziger Luxus ein altes Harmonium mit zwei Registern. Und trotzdem fühlte man sich in dieser Umgebung so wohl, wie wenn man da zu Hause wäre. Das machte die merkwürdige Person des Pfarrers.

Das Abendbrot war übrigens überraschend fein. Dann hielt er eine kurze, aber großartige Abendandacht, und wir gingen, da wir von der Reise ziemlich ermüdet waren, auf unsere Gemächer. Ich bekam das vornehmste Zimmer des Hauses, das einzige, das Gardinen hatte. Beyer kriegte ein riesiges mit anstoßendem Salon, in dem er vollkommen verschwand.

Der nächste Tag war ein Sonntag, so hatten wir's uns weislich eingerichtet, und wir erlebten wirklich sehr viel. Vor der Kirche, die um 10 Uhr anfang, stiegen wir einsam auf die Berge, legten uns an einem schönen Punkt ins Heidekraut und ruhten vergnügt auf den Lorbeeren unserer Reise aus.

Vorher hatte uns Christlieb schon gesagt, daß es bei ihm Sitte sei, daß der Besuch — er hatte beinahe immer welchen — die Liturgie hielte. Als wir dann wieder nach Hause kamen, wurde ich in einen Talar gesteckt und mußte schnell nach der Kirche, um das Anfangslied anzusagen; denn Tafeln mit Liednummern kennt man dort noch nicht.

Das Kircherl war gedrückt voll; ich hatte Mühe, den Altar zu entdecken. Da stand nur ein viereckiges Ding, von dem man nicht recht wußte, ob es eine Rednertribüne war, hinter die man sich stellen mußte, oder wirklich der Altar. Ich riet, zum Glück richtig, das letztere.

Nach der Liturgie kam die Predigt, auf die wir sehr gespannt waren, weil wir schon gehört hatten, daß Christlieb Texte, über die noch kein Mensch zu predigen gewagt hatte, behandelte. (Er soll z. B. einmal eine Reihe von Predigten über das Buch Esther gehalten haben!) Wirklich nahm er einen Text, über den ich nicht viel hätte sagen können.

In sechs vorhergehenden Predigten hatte er bereits über Elisabets Berufung (1. Kön. 19, 19. 20) gesprochen, und jetzt nahm er den ersten Teil von Vers 21. Dort steht: ‚Elisa lief wieder von ihm und nahm ein Joch Rinder und opferte es und kochte das Fleisch mit dem Holzwerk an den Rindern und gab's dem Volk, daß sie aßen. Und machte sich auf und folgte Elia nach und diente ihm.‘ Hatte Christlieb schon vorher Elisabets Berufung auf die eines Christen angewandt, so war diesmal das Thema: ‚Der Wandel des Berufenen.‘ Ganz ungezwungen nahm er zu unserm Staunen alle Gedanken aus dem Text:

Ein Berufener hat

1. heiligen Eifer. Er kennt keine Zeitvertrödelung und müßiges Geschwätz. Elisa lief und nahm sich nicht Zeit, die Ochsen abzuschirren. Er hat
2. unbegrenzte Liebe zu Gott. Trotzdem Elisa von sei-

nen Eltern und Freunden Abschied nimmt, opfert er, ist ihm Gott das Höchste. Er hat

3. Freundlichkeit und eine offene Hand für die Geringen. Elisa gab dem Volke zu essen.

Übrigens ging Christlieb nicht auf die Kanzel, sondern stellte sich einfach im schwarzen Rock vor die Leute hin. Wir hörten von der Sakristei aus zu, konnten aber von da durch die offene Tür die Leute sehen. Da wunderte es mich, daß aller Augen an dem Redner hingen, ohne auch nur einmal nach uns Fremden hinüberzusehen.

Wir hatten's an diesem Sonntag gut getroffen, nachmittags sollte ein Missionsfest in dem zwei Stunden entfernten Denklingen stattfinden, wo Christlieb auch sein mußte. Bald nach dem Gottesdienst zogen wir los. Unterwegs, etwa nach einstündigem Marsch, aßen wir bei einem Kaufmann zu Mittag. Wir konnten merken, wie gern die Leute den Pfarrer und uns aufnahmen. Dann gingen wir weiter und begegneten schon bald ganzen Trupps von Menschen, die auch nach Denklingen pilgerten. Am Ziel angelangt, erquickten wir uns zunächst im Pfarrhaus und gingen dann auf den Festplatz, wo lange Reihen Bänke, d. h. ungehobelte Bretter, und eine einfache Rednertribüne aufgestellt waren.

Nach des Pfarrers Schätzung waren mindestens 1200 Menschen versammelt. Er hatte uns schon gesagt, daß solche Missionsfeste mehr Evangelisationsversammlungen seien. Und wirklich, so war es denn auch. Das Fest war für die kernigen Bauern berechnet nach dem Grundsatz: ‚Keine Eiche fällt vom ersten Streiche.‘ Es hielten nacheinander 6, in Worten: sechs Pfarrer Reden, jeder eine Predigtlänge über einen beliebigen Text. Dazwischen trug immer ein Gesangverein etwas vor, und man sang auch noch einige Liederverse. Außerdem wurden zwei bewährte Laienbrüder zum Beten aufgefordert, und sie taten das mit einer Wärme und Beredsamkeit, die man ihren verwitterten Bauernge-

sichtern nicht angesehen hätte. Als letzter und bester Redner sprach Christlieb.

Trotzdem die Sache etwa zwei bis drei Stunden dauerte, verflog mir nur so die Zeit; denn das war mir alles neu, und jeder, der redete, sagte etwas so Tadelloses, daß man ihm gespannt zuhörte.

Christlieb blieb den Abend über in Denklingen, weil er einer Sitzung des Brüderrates für die Gemeinschaften an der Sieg und Agger beiwohnen mußte. Als wir uns von ihm verabschiedeten, sahen wir den ‚Bruder-rat‘, drei Pastoren und drei Bauern, die uns noch freundlich und väterlich begrüßten.

Auf dem Nachhausewege trafen wir einen jungen Mann, mit dem wir uns anboterten, da er auch nach Heidberg ging. Aus der Unterhaltung mit ihm konnten wir merken, wie das Christentum dort wirklich ins Volk gedrungen ist. Da war keine künstliche Salbung, aber eine so natürliche Art, alles unter christlichen Gesichtspunkt zu stellen, daß man von ihm viel lernen konnte. Er war ein einfacher Schuhmachergeselle, der später einmal Stadtmissionar zu werden gedachte.

Am nächsten Abend, wie so ziemlich an jedem Wochentag, war in einem der Nachbardörfer eine Bibelstunde. Wir gingen mit dorthin und aßen bei einem Bäcker, der sich freute, den Pastor zu Abend in seinem Hause zu haben. Die Stunde war in der Schule. Enge Bänke, spärliche Beleuchtung, zahlreiche Menschen, links die Männer, rechts die Frauen. Nach der Einleitung von Gesang und Gebet trat ein älterer, gebückter, etwas buckliger Mann vor, setzte die Brille auf die Nase und hielt eine ganz famose, kernige Ansprache über irgendeinen Text. So was war mir noch nicht vorgekommen.

Dann wurde wieder gesungen, und Pfarrer Christlieb sagte plötzlich — er hatte es uns vorher nur als ganz entfernte Möglichkeit hingestellt —: ‚Hier sind zwei Freunde aus Halle, die werden uns auch noch

etwas sagen.' Ich dachte, mich bisse etwas, dazu kam ich mir auch ziemlich unwürdig vor, den alten Christen dort als junger Schnacker etwas zu sagen. Aber zum Glück war mir am Abend vorher ein schönes Bibelwort aufgefallen, Jesaja 46, 4 zweiter Teil. Darüber redete ich, und es ging ganz gut. Ich hatte ja schon so etwas geahnt, aber Beyer war ganz ahnungslos. Trotzdem ging's ihm auch sehr gut. Zuletzt hielt Pastor Christlieb eine herrliche Ansprache. Dann gingen wir heim. Am nächsten Morgen 5 Uhr Abmarsch. Christlieb war, denkt mal, noch vor uns aufgestanden und hatte Kakao gekocht, da die Wirtschafterin nicht im Pfarrhaus schlief. Um 8 Uhr fuhren wir dann in Freudenberg ab."

In diesem Studentenbrief mit seiner unbekümmerten Sprache und Lebendigkeit lernt man ganz prachtvoll den Pfarrer von Heidberg, seine Gemeinde, seine Arbeit, seine Gastfreundschaft und das damals so in Blüte stehende geistliche Leben des Oberbergischen kennen. Übrigens hat jemand, der heute Heidberg aufsuchen will, nicht mehr solch einen mühsamen Anmarschweg wie unsere beiden wackeren Studenten im Jahre 1903. Schon Alfred Christlieb hat im Laufe der Jahre wesentliche Verkehrsverbesserungen durch den Ausbau der Eisenbahn erlebt. Heute aber kann man bequem mit dem Postauto fast bis vors Heidberger Kirchlein fahren.

Der Bischof von Heidberg

Das stille Heidberg, wo er so nahe am Rande der Ewigkeit gewesen war und wo er so wunderbare Aufrichtung erlebt hatte, wo seine treuen Beter ihn umgaben und wo das Wort von der Gnade so manche liebe Ver wandlung und Erneuerung in Menschenleben schuf, ist Alfred Christliebs Wohn- und Wirkstätte geblieben während 38 Jahre. Es hat ihm an

ehrenvollen Rufen nach auswärts nicht gefehlt, er hat sie alle abgeschlagen und ist Heidelberg treu geblieben. Daß er es auf Grund der Führung, die Gott für ihn hatte, und der Aufgaben, die ihm übertragen waren, tun mußte, sagt uns sein Freund Ernst Modersohn, der bekannte Evangelist:

„Heidelberg war gerade der rechte Ort für ihn. Er war ein Freund der Stille, des Umgangs mit Gott, und dem konnte er nirgends so gut leben wie in seinem weltfernen Dörfchen. Diese Einsamkeit entsprach seinem Wesen. Diese Einsamkeit formte und bildete auch sein Wesen. In einer Stadtgemeinde hätte er sich nie wohlgeföhlt. Da hätte er die Stille nicht gehabt, die er brauchte.

Wohl verließ er oft seine Stille, um da und dort auf Konferenzen zu dienen, namentlich mit seinen so gesegneten Morgenandachten, aber dann war er immer wieder froh und dankbar, wenn er in seine Einsamkeit zurückkehren konnte. Man rief ihn öfter auf andere Stellen, weil man merkte, was für ein Segen von ihm ausging; aber er lehnte alle Rufe beharrlich ab. Kein Ort hätte ihm die Stille geben können, die ihm Heidelberg bot. Hier konnte er in seiner Bibel forschen und graben.“

Das erkannte auch Elias Schrenk, daß sein Patensohn Alfred Christlieb für die Stille Heidelbergs geschaffen war. Darum riet er ihm eindeutig, als wieder einmal die Frage seines Weggangs aus der Gemeinde akut war: „Bleibe du Bischof von Heidelberg!“

Alfred Christlieb war von Gott ausersehen, die Bergmannsarbeit, die einst auf der Heidelberger Grube getan worden war, in geistlicher Weise wiederaufzunehmen. Er sollte ein Bergmann sein, der in den Schächten des göttlichen Wortes nach den reichen Goldadern suchte und kostbare Funde machte, über denen er selber und viele mit ihm froh wurden. Zu solchem Werk bedurfte er der Stille der einsamen Berge.

Die Mitarbeiter in der Gemeinde, besonders die Kirchenvorsteher, wußten und erkannten dankbar, daß hier ihres Pfarrers Gabe und Aufgabe lag. Der langjährige Kirchmeister Wilhelm Müller aus Hespert nahm seinem Pastor die Büro- und Finanzangelegenheiten willig ab. Die lagen Christlieb gar nicht. Wenn es zwischen den beiden Männern doch einmal zu geschäftlichen Besprechungen kam, versuchte der Pastor wohl ernstlich hinzuhören. Sein Geist aber war vielleicht gerade wieder mit einem Bibelwort beschäftigt, und schon zog er seinen Kirchmeister von der vorliegenden trockenen Materie weg in den Reichtum des göttlichen Wortes hinein. Das wurde dann oft so interessant, daß der eigentliche Verhandlungsgegenstand ganz unter den Tisch fiel und der Bruder Müller am Ende seine Papiere zusammenpackte, um allein mit ihnen fertigzuwerden.

Ja, die Männer waren schon recht, die um Alfred Christlieb in der Gemeinde waren. Sie waren immer großzügig, wenn ihr Pastor wieder einmal seinen Koffer packte und zu einer Konferenz fahren wollte. Sie haben ihn stets ziehen lassen, damit seine besondere Gabe der Wortverkündigung auch andern zugute käme. Sie wußten und erfuhren es dabei, daß er von solchen Reisen selber mit neuen Anregungen zurückkehrte und die Gemeinde von den auswärtigen Diensten auch einen Segen mitbekam. Sie verstanden und liebten sich sehr, die Heidberger und ihr Pastor. Wenn Christlieb draußen auf seinen Reisen das Gewimmel der Großstädte erlebte, dann gingen die Gedanken oft in seine Bergeinsamkeit, und er sagte: „Ach, wie freue ich mich auch wieder auf mein liebes Heidelberg! Ich bin nach meinen Reisen immer so hungrig nach Stille.“ Es stimmte schon, wenn jemand sagte, er wisse nicht noch einmal zwei, die so gut zusammenpaßten wie Alfred Christlieb und sein Heidelberg!

Wie war der Pastor überall in der Gemeinde zu

Hause! Wie hatte er unterwegs für jeden ein freundliches Wort! Wie sorgte er sich um die Kranken, wie war er den Kindern zugetan! Jemandem, der Christliebs letzten Geburtstag auf Erden miterlebt hat, hat sich das liebliche Bild tief eingepägt: Kinder aus der Gemeinde, wegen der strengen Kälte ganz eingemummt in ihre derbe Winterkleidung, singen ihrem Pastor mit strahlenden Augen ein Lied und sagen ihm ihre Sprüche her. Er aber verteilt zur Belohnung unter sie Brezeln und Berliner Ballen und ist ganz in seinem Element unter den Kleinen. Der Besucher, der ihn beobachtete, dachte: „Fürwahr, du bist ein reicher Mann, Alfred Christlieb! Du empfängst viel Liebe und kannst dich über alles so herzlich freuen!“

Es gab in der Gemeinde Heidberg auch schwierige Leute, und an etlichen hat Alfred Christlieb schwer getragen. Er rang um sie im Kämmerlein und nannte sie seine „Schleifsteine“. Er wurde über ihnen und dem Kummer, den sie ihm zufügten, stille, weil er in diesen unangenehmen Menschen Miterzieher Gottes sah, die ihm Lektionen in der Schule der Geduld, der Demut, des Geringseins beibringen sollten.

Er war immer für die Gemeindeglieder da, und viele erlebten es, daß sein Kommen in ihre Häuser und zu ihren Nöten göttlichen Segen und göttliche Hilfe bedeutete. Ein Beispiel, das ein Gemeindeglied erzählt, sei wiedergegeben:

„Nach der Geburt unseres zweiten Kindes erkrankte meine Frau. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Am Sonntag, dem 26. 11. 1933, war die Krankheit so weit, daß wir mit dem Schlimmsten rechnen mußten. Am späten Abend sagte sie, daß wohl die letzte Nacht für sie angebrochen sei. Um 10½ Uhr mußte ich die ganze Familie wecken. Es schien dem Ende zuzugehen. Sie wurde auffallend elend, die Pulse gingen schwach, kalter Schweiß trat ein, die Glieder erkalteten. Dazu war eine Stimmung im Krankenzim-

mer, die so schwer und drückend war, daß ich heute noch der Ansicht bin, der Feind habe um den Besitz meiner Frau gekämpft.

Wir waren alle unbekehrt und vermochten durch unsere Gebete den Zustand nicht zu ändern. In dieser Not fiel mir unser Pastor ein. Doch da er leidend und die Witterung in jener Nacht sehr ungünstig war, wollte ich ihm den weiten Weg, der dazu noch sehr schlecht war und zum Teil durch den Wald führte, gern ersparen.

Gegen 12 Uhr nachts war die Lage so unerträglich, daß ich ihm telefonieren ließ. Unser Pfarrer folgte meiner Bitte trotz aller Unannehmlichkeiten der Nacht und seines leidenden Zustandes und kam gegen 1 ½ Uhr bei uns an. Die eineinhalb Stunden, die er bei uns weilte, vergesse ich nicht wieder. Mit seinem Eintritt ins Krankenzimmer trat unser Heiland mit ein. Der Feind mußte weichen. Wir atmeten auf und wurden frei. Sein väterliches Wesen und die ernstesten Gebete waren uns eine große Beruhigung. Auch unsere Kranke wurde ruhig. Was wir alle nicht für möglich gehalten hätten, trat ein. Als er uns verließ, nachdem er alles dem Herrn übergeben hatte, konnten wir um 4 Uhr zu Bett gehen und gegen Morgen einschlafen. In dieser Nacht haben wir es empfunden, daß unser Pastor Verbindung mit dem Herrn hatte.“

Der Dienst von Alfred Christlieb unter seinen Heidenbergen war nicht vergeblich in dem Herrn. Immer wieder fanden Menschen das Heil und wuchsen in der Gnade. Manche wurden kernige, originelle Christen. Da war der alte Totengräber, dem es eine Neujahrspredigt angetan hatte, in der Pastor Christlieb als Losung fürs neue Jahr das Wort ausgab: „Herr, richte deinen Weg vor uns her!“ In der Predigt hieß es, daß bloß der darum bitten könne, daß Gott Seinen Weg vor ihm richte, der nicht mehr auf dem breiten Weg ins Verderben, sondern auf dem schmalen Weg zum

Leben wandle. So wurde die Predigt zu einem zarten Locken auf den Weg des Friedens für alle, deren Füße ihn noch nicht betreten hatten. Wie es dem Totengräber dann weiter erging, erzählt er uns am besten selber:

„Das Wort hat mich nicht wieder losgelassen. Ein tiefes Verlangen erfüllte von dem Morgen an mein Herz. In den Tagen nach Neujahr wurde gedroschen, wie es damals üblich war. Aber mit dem Dreschen wollte es nicht recht gehen. Immer wieder hieß es in meinem Herzen: ‚Du bist noch auf dem Weg, der in die Verdammnis führt!‘ Das Schlafen und das Essen wollte auch nicht mehr gehen, so daß es meine liebe Frau merkte. Sie war weiter als ich, sie hatte den Weg des Friedens schon betreten. Nun fragte sie mich: ‚Soll ich dir einmal den Doktor rufen? Bist du krank?‘ ‚Nein, der Doktor kann mir nicht helfen.‘ ‚Oder soll ich dir vielleicht den Pastor kommen lassen?‘ ‚Ach nein, der hat seine Arbeit an mir getan, er kann mir auch nicht helfen!‘ Da merkte meine liebe Frau, worum es sich handelte. und sie freute sich darüber. Nun habe ich gekämpft und gerungen, und der Heiland hat sich über mich armen, alten Sünder erbarmt. Er hat mich in Gnaden angenommen. So bin ich auf den Weg des Herrn gekommen.“

Wie ist der liebe Totengräber auf diesem Weg vorangekommen und weitergegangen! Das zu sehen, mußte für den „Bischof von Heidberg“ eine Freude sein. Er hatte in seiner harten Jugendzeit nicht Lesen und Schreiben lernen können, das holte er jetzt im Alter noch nach. Er besorgte sich eine Fibel und brachte es tatsächlich noch dahin, daß er das liebe Gotteswort ohne Hilfe lesen konnte. Kindlich ging er mit seinem Heiland um. Auch das Auswerfen der Gräber wollte und konnte er nicht ohne ihn tun. Er betete zuvor, daß ihm das Messen und Graben doch recht gelinge. Wenn er sich müde geschafft hatte, dann setzte er sich auf

den Rand des Grabes und las sich zur Erquickung einen Psalm.

Daß seine lieben Heidberger das Wort Gottes recht innig, klar und verständlich von ihm zu hören bekamen, darum mühte sich Christlieb allezeit. Er hatte in der Kunst der Schlichtheit einen Lehrmeister, auf den er während des Predigens genau achtgab. Das war ein alter Vater in Christo, der sonntags immer an seinem gewohnten Platz zur Linken des Redners am Fenster saß. Wenn nun die Worte der Predigt so recht in ihn eingingen, dann strahlte sein Gesicht vor Freude. Da wußte der Pastor: „Ich bin auf dem rechten Wege. Wenn mich der liebe, einfältige Vater W. versteht, dann gewiß auch alle andern.“ Blieb aber das Gesicht starr und unbeweglich, dann mahnte das ausbleibende Echo den Mann auf der Kanzel: „Du mußt es noch einfacher zu sagen versuchen.“

Wie innig die Liebe der Gemeinde zu ihrem Hirten und Seelsorger war, machten besondere Gelegenheiten kund, z. B. das Fest des 25jährigen Ortsjubiläums. Das fiel in den Februar 1921, also mitten in die teuren und kargen Jahre nach dem ersten Weltkrieg. Was wurde da für eine Fülle von Kleidungsstücken, Schuhen, Nahrungsmitteln, Blumen ins Pfarrhaus getragen! Christlieb war überwältigt. Sein Predigtzeugnis an diesem Tage lautete: „Der Gott meines Vaters ist meine Hilfe gewesen!“ (2. Mose 18, 4.)

Die auswärtigen Dienste

Wir hörten schon, daß die Gemeinde Heidberg einen feinen Reichgottesblick hatte und ihren Pastor und seine besondere Gabe nicht kleinlich und eifersüchtig nur für sich haben wollte. Sie ließ ihn in alle Lande hinausgehen, wo man seinen Dienst begehrte. Und viele verlangten nach seinem Zeugnis. Auf den mancherlei Kon-

ferenzen, wo er diente, hat er eigentlich nie systematisch-theologische Referate gehalten. Das lag ihm nicht. Er trieb immer schlicht Bibelarbeit, hielt die Andachten, leitete Gebetsgemeinschaften und Abendmahlsfeiern. Und vor allen Dingen, er wußte sich während des ganzen Verlaufs solcher Konferenzen in ständiger Fürbitte für ihren gesegneten Verlauf verantwortlich. Man hörte ihn beten: „Und nun, Herr, erinnere du an das, was gesagt werden muß!“ Einer, der Alfred Christlieb öfter auf Konferenzen erlebte, erzählt: „Wenn ein anderer Bruder am Pult stand und das Wort hatte, hörte ich ihn manchmal zum Herrn seufzen. Dann lag sein Angesicht in seinen Händen. und er selbst stand vor dem Gnadenthron, um Gottes Geist für den Bruder und die Hörer zu erlehen. Wenn Christlieb dabei war, dann wurden die Herzen der Heiligen erquickt, dann war einfach eine Gebetsatmosphäre da, durch die dem Feind gewehrt und den Segnungen Gottes Raum gemacht wurde.“

Die Konferenz, der er jahrelang besonders mit das geistliche Gepräge gab, war die Tersteegersruh-Konferenz, die bis heute zweimal jährlich in Essen und Mülheim an der Ruhr stattfindet, und die gerade in den letzten Jahren einen ganz erfreulichen Aufschwung genommen hat. Dort hielt Christlieb immer die Morgenandachten, und die waren für viele der geistliche Höhepunkt der Tage. Es ist vorgekommen, daß Lehrer vom Beethoven-Gymnasium in Bonn, also immerhin Leute mit geistigem Vermögen und mit Urteilsfähigkeit, keine Zeit hatten, die ganze Konferenz mitzumachen, sich aber Christliebs Morgenandachten nicht entgehen ließen.

Wenn Christlieb sich auf Tersteegersruh oder sonstwo zur Andacht anschickte und einleitend betete, dann war dieses Gebet eine Tat, durch die die ganze Versammlung in die heilige Gegenwart Gottes gehoben wurde. Wenn er in den Aussprachen nach den Refera-

ten das Wort ergriff, war sein Beitrag immer wichtig und weiterführend. Manches, was er sagte, war bei den Hörern noch nach Jahren unvergessen. Ein Besucher einer Allianzkonferenz in Siegen saß mit vielen andern Hörern nach einer Ansprache, in der allerlei Tadel an den Gläubigen ausgesprochen worden war. ganz geknickt da. Da stand Pastor Christlieb auf und erinnerte an Markus 16, 14, wo der Auferstandene die Jünger schilt wegen ihres Unglaubens und ihres Herzens Härteigkeit. Er sagte: „Ja, wir sind eben auch gescholten worden, und das mit Recht. Aber nun wollen wir uns wieder aufrichten lassen durch Markus 16, 15. Da sagt der Heiland zu den eben so hart Gescholtenen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur! Die er schalt, die sendet er nun, die kann er noch gebrauchen. Das darf auch uns Mut machen.“ Da kam eine große Freude und Zuversicht in die große Versammlung der so zer schlagenen Leute.

Nun aber eine Kostprobe, wie Alfred Christliebs Morgenandachten bei den Tersteegersruh-Konferenzen aussahen. Die gewählte Andacht zeigt so recht, welch stiller und friedevoller Geist in Christlieb wohnte, und wie er die „Stillen im Lande“ so recht in die Gesinnung des Heilandes einführen wollte:

Kennzeichen der Stillen im Lande

Lukas 9, 51—56

„Es begab sich aber, da die Zeit erfüllet war, daß er sollte von hinnen genommen werden, wendete er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. Und er sandte Boten vor sich hin; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestellten. Und sie nahmen ihn nicht an, darum daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. Da aber das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat. Jesus aber wandte sich und bedrohte sie und sprach:

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“

In diesen Worten aus Lukas 9 machen zwei verschiedene Gruppen von Menschen Fehler, zunächst die Samariter, indem sie dem Heiland die Herberge verweigern. Aber auch die Jünger Jesu machen etwas, was der Herr zurechtstellen, tadeln muß. Wir wollen zuerst einmal blicken auf die Fehler dieser Samariter, die noch nicht an Jesus glauben, und dann wollen wir auf die Fehler der glaubenden Jünger schauen und dann die beiden vergleichen.

Die Samariter bekommen Besuch von zwei Abgesandten Jesu, die um eine Herberge bitten, und sie lehnen das ab, weil Jesus nach Jerusalem ging. Was für ein Fehler ist das? Es war eine schlimme Sache; denn der Heiland war nach dem Wortlaut des Textes auf seiner letzten Reise. Es war die letzte Gelegenheit, ihn aufnehmen zu können. Und das lehnen sie ab. Warum? Weil Jesus zu Leuten geht, mit denen sie es nicht gut können. Hierauf möchte ich zunächst den Finger legen. Der Fehler der Samariter bestand doch zunächst in einer alten Feindschaft. Und weil sie an einer alten Sache, die lange, lange vorhanden war, zu zäh festhielten, gingen sie eines ungeheuren Segens verlustig. Sie treffen eine Entscheidung von unberechenbarer Tragweite, ohne erst einmal still zu prüfen: Was ist Gottes Sinn? Was ist Gottes Wille? Hier sieht man, wie durch eine schnelle Entscheidung Schlimmes entstehen kann.

Aber jetzt wollen wir auf den Fehler der Jünger sehen. Die Samariter waren keine gläubigen Leute, sie wußten im tiefsten Grunde das nicht, was die Jünger wußten. Aber nun sagt der Text den Fehler auch dieser Jünger, und da möchte ich zunächst das eine hervorheben: Bei welchen dieser Jünger kommt hier das Unrichtige vor? Der Text sagt: Da das aber seine

Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat.“ Die zwei Jünger Jakobus und Johannes waren nicht nur Leute aus dem Apostelkreis der Zwölf, sondern diese beiden Jünger waren sogar Leute aus dem engsten Dreierkreis; denn aus der Zahl der Zwölf hatte der Heiland drei gewählt, die ihm ganz besonders nahestanden, die er mit auf den Berg der Verklärung nahm. Man hätte denken können, daß bei diesen Dreien nichts Falsches vorkommen konnte.

Und nun laßt uns darauf achten, wann diese zwei Jesus besonders innig verbundenen Jünger falsch handeln! Die Antwort des Textes ist: Sie machen einen Fehler, als ihnen eines Tages etwas nicht ganz nach Wunsch geht, als eine Bitte, die sie vorbringen, nicht so, wie sie es wünschen, aufgenommen und erfüllt wird. Hätten diese zwei Jünger von den Samaritern eine zusagende Antwort bekommen, sie wären die liebenswürdigsten Leute gewesen, sie hätten sich nur von ihrer schönsten Seite gezeigt. Nun aber kommt es anders, nun aber bekommen sie die Antwort: „Wir wollen den nicht, der nach Jerusalem geht.“ Da kocht's in den Jüngern, da kommt das zutage, was noch an Unrichtigem in ihnen sitzt.

Nun laßt uns noch auf eins besonders achten! Diese menschliche Erregung der Jünger, die in den Worten liegt, daß Feuer vom Himmel über die Samariter fallen solle, wird von ihnen biblisch begründet, biblisch bemäntelt, indem sie sagen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat.“ Also mit ihrem unrichtigen Wesen wollen sie in den Fußstapfen eines ganz besonders heiligen Gottesmannes stehen.

Was muß sich die liebe Bibel doch alles gefallen lassen! Hier muß sie dazu herhalten, um einen menschlichen Zorn zu rechtfertigen. Bei Elia mußte es so sein

um der Ehre Gottes willen. Hier ist es aber nicht ohne weiteres so richtig.

Sie haben gefehlt, die ungläubigen Samariter, und sie haben gefehlt, die gläubigen Jünger. Da könnte man auf einen unrichtigen Schluß kommen, der vielfach modern ist. Man könnte sagen: Die machen Fehler, die nichts glauben, und die Gläubigen machen auch Fehler, alle machen ihre Verkehrtheiten.

Aber da würde man wieder in ein falsches Fahrwasser geraten. Denn wenn wir unsern Text genau ansehen, merken wir, daß die gläubigen Jünger noch mitten in ihrem Fehlen, mitten in ihrem Versagen die Kennzeichen der Jüngerschaft Jesu zeigen. Die Jünger erregten sich, weil man ihren Heiland beleidigte. Da konnten sie nicht ruhig bleiben. Daß sie darüber in Erregung gerieten, darf man ihnen nicht zu sehr übelnehmen; denn das ist der Beweis, daß sie ein brennendes Herz für ihren Heiland hatten. Wenn die eifernden Jünger sagen: „Herr, willst du, daß Feuer vom Himmel falle“, dann beweisen sie weiter trotz ihres Fehlens, daß sie einen großen Glauben an die Macht des Wortes Jesu haben. Sie haben Vertrauen zum Wort ihres Heilandes. Das ist wieder bei der Welt nicht zu finden.

Da siehst du ein richtiges Kennzeichen der „Stillen im Lande“. Die Stillen im Lande trauen auf ihres Heilands Wort. Je mehr die Welt spottet und höhnt, je mehr schließen sich die Stillen im Lande zusammen und sagen: „Wir bleiben bei diesem Wort und lassen uns weder durch Gelehrte noch durch Ungelehrte auch nur um Haaresbreite davon abbringen.“

Aber dann vor allem noch eins. Die fehlenden, die erregten Jünger sagen ein Wort, und das ist auch ein besonderes Kennzeichen der Stillen im Lande. Sie sagen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle“, d. h., nur, wenn es deinem Willen entspricht. Selbst da, wo sie fortgerissen wer-

den von einer zornigen Erregungswelle, bleibt dies Kennzeichen. Die Jünger Jesu sind Leute, die wollen, was ihr Heiland will. Deshalb darf man nicht sagen, die Samariter und die Jünger seien in einen Topf zu werfen. Die fehlenden Jünger lassen trotz ihrem falschen Handeln doch noch merken, daß sie einen andern Führer haben.

Wohl dem Volk, wohl den Stillen im Lande, bei denen diese Kennzeichen allezeit gefunden werden!

Ähnlich gesegnete und originelle Morgenandachten hielt Alfred Christlieb auch bei den Konferenzen der Westdeutschen Allianz, deren Mitbegründer einst sein Vater gewesen war. Und bei wieviel anderen Tagungen und Konferenzen hat er das Brot des Lebens gebrochen und durch seine geheiligte Persönlichkeit und sein kindliches Beten unvergeßliche Eindrücke hinterlassen!

Zu den auswärtigen Diensten Pastor Christliebs gehörten seine vielen Reisen ins nahe Siegerland. Die Siegerländer hatten schon den alten Pastor Engels ganz zu den Ihren gerechnet, und mit dem Pastor von Heidelberg hielten sie es ebenso. Das von großen Scharen der Siegerländer Gläubigen besuchte Jahresfest des Vereins für Reisepredigt im Vereinshaus Hammerhütte in Siegen war lange Jahre ohne Christliebs Teilnahme nicht denkbar. Ebenso war es durch Jahre hindurch Tradition, daß Christlieb auf dem Missionsfest in Freudenberg zu Worte kam. Und wo mag er sonst noch überall im Siegerland gewesen sein — der liebe Pastor Christlieb?!

Daß das Gemeinschaftsleben, die Glaubenskonferenzen und Missionsfeste seiner nächsten Umgebung, seines geliebten oberbergischen Landes nicht zu kurz kamen, braucht ja wohl kaum erwähnt zu werden. Man muß sie nur einmal erzählen hören, die alten Christen im Oberbergischen, wenn sie ihre Erinnerungen an den Pfarrer von Heidelberg auspacken. Dann geht ihnen

das Herz und der Mund über! Lange nach Christliebs Tod sprach irgendwo auf einem oberbergischen Missionsfest ein sehr temperamentvoller und origineller Mann. Der sprühte nur so von Leben. Ein alter Christ, der die ruhige, überlegte Art Alfred Christliebs gekannt und geliebt hatte, meinte hinterher: „Der Mann hat gewaltig gepredigt. Aber die stille Art von Pastor Christlieb — die sagte mir doch mehr zu!“

Seelsorger für allerlei Leute

Einem Mann wie Alfred Christlieb hörte man nicht nur erquickt zu, wenn er das Wort austeilte, von dem ließ man sich auch gern in persönlicher Seelsorge helfen. Er konnte Angefochtene, Niedergedrückte aufrichten, allzu Betriebsame an die Notwendigkeit der Stille mahnen und in mancherlei andern Gefahren und Verirrungen den Weg weisen. Von der Predigt hat Christlieb einmal gesagt, es müsse immer etwas Mutmachendes an ihr sein. So war auch seine Seelsorge: sie machte Mut, sie half in die Höhe. Der liebe Mann soll uns selber sagen, in welcher Art und Gesinnung er mit den Leuten umgehen wollte:

„Der scheidende Mose segnete den Stamm Asser mit den Worten: ‚Asser sei gesegnet unter den Söhnen! Er sei angenehm seinen Brüdern und tauche seinen Fuß in Öl!‘ (5. Mose 33, 24.) Welch eine Lieblichkeit spricht aus diesen Worten! Wenn ich diese Art anschau, dann muß ich beschämt bekennen: ‚Wie oft bin ich nicht lieblich unter meinen Brüdern gewesen, wie oft habe ich verletzt und wehegetan! Darum ist es mein Wunsch und Gebet, daß der Herr mir doch auch etwas von dieser linden Asserart geben möchte, die tröstend, aufrichtend und verbindend wirken kann.‘ Rosalie Amstein hat uns den kostbaren Uers hinterlassen:

*Wenn man die Brennessel kaum berührt,
so sticht und brennt sie sehr.
Wenn man den Rosmarin drückt und quetscht,
so duftet er um so mehr.
Herr, laß mich keine Brennessel sein,
flöß mir des Rosmarins Tugend ein!“*

Es war ein Stück der Führung Gottes mit Alfred Christlieb, daß er gerade unter Pastoren und Predigern, denen ja in besonderer Weise Seelsorge aufgegeben ist, tiefgreifende Seelsorgedienste tun durfte. Er war lange Jahre hindurch der Vorsitzende des Pastoren-Gebetsbundes, und die westdeutsche pastorale Gemeinschaftskonferenz auf Hohegrete war ohne ihn nicht denkbar. Die Gabe der Organisation ging ihm ab, er war neidlos glücklich, wenn die Leitung der Zusammenkünfte bei andern Brüdern in guten Händen war. Seine Aufgabe war, seinen Amtsbrüdern seelsorgerlich das Wort Gottes zu sagen und unter vier Augen entscheidende Bruderhilfe zu geben.

Ein Pastor berichtet dankbar von solcher Hilfe: „Ich stand in einer schweren Entscheidung, mein äußeres Leben nahm eine Wendung, es bahnte sich etwas Neues an. Aber es ging durch schwere Stunden. Da war mir in Alfred Christlieb der Seelsorger an die Seite gegeben. Was er mir auf Spaziergängen aus seinem Leben erzählte, gab mir den Eindruck sichtbarer Geistesleitung. Es lag in der Art, wie ihm in kritischen Lagen das durchschlagende Wort geschenkt wurde, etwas Prophetisches. Einmal predigte er in den Tagen unsers Zusammenseins über Jakob in Haran, wie ihm Gott den Wink gibt, zurückzukehren in die alte Heimat. Es drängte sich mir die Ahnung auf, daß damit mir gepredigt wurde. Dieser Eindruck hat sich dann bestätigt.“

Vielen jungen Theologen hat Christlieb seelsorgerliche Führerdienste tun dürfen. Wem die Bibel-

kritik Not machte, der bekam von ihm keine wissenschaftliche Widerlegung der Theorien und Hypothesen all der großen und kleinen Gelehrten zu hören. Dem diente er einfach damit, daß er schlicht und gehorsam das Wort Gottes, gerade das Wort des umstrittenen Alten Testaments, nahm und betend dahinein lauschte. Schlicht und tief gab er weiter, was sich ihm erschloß, und so half er manchem, von den wechselnden Menschenmeinungen über die Bibel und all den unzulänglichen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweisen loszukommen und den lebendigen Anruf Gottes zu vernehmen. Seine unbeirrte, ehrfürchtige, feste und gewisse Art, mit der Bibel umzugehen, ist für manchen von Zweifel und Kritik Angefochtenen und Angekränkelten eine ganz große seelsorgerliche Hilfe gewesen.

Ein junger Freund fragte Alfred Christlieb um Rat wegen einer bestimmten Stelle im Alten Testament, die ihm besondere Not machte. Da sagte der demütige Seelsorger: „Über diese Stelle habe ich auch noch keine Klarheit, ich bete aber, daß mir der Herr Licht schenken möge.“ Wie hat dieser Bescheid dem Fragenden geholfen! Ja, so sollte man es bei Rätseln und Schwierigkeiten in der Heiligen Schrift machen: in demütiger Selbstbescheidung betend auf Klarheit warten und nicht gleich in kritischer Selbstbewußtheit vorschnell und ehrfurchtslos verwerfende Urteile fällen.

Christlieb nahm bei seinen seelsorgerlichen Bemühungen intellektuelle Nöte durchaus ernst, aber er hatte auch ein Auge dafür, wie manchmal hinter den vorgebrachten Verstandeszweifeln ein ganz anderer Jammer sich verbarg. In einem nächtlichen Gespräch trug ihm ein junger Student allerlei wissenschaftliche Gründe vor, die ihm das Glauben so schwer machen wollten. Christlieb hat nicht versucht, ihn zu überzeugen. Nein, er hat ihm einfach das erfahrene Heil bezeugt: „Auf diese Fragen der Wissenschaft kann ich keine Antwort geben. Es würde Ihnen auch nicht nützlich

sein. Ich weiß nur eins, und das bezeuge ich Ihnen: Ich bin als ein armer, fluchwürdiger Sünder, der gar keinen Ausweg und keine Hilfe mehr zu finden wußte, zum Heiland gekommen, und ich habe es erfahren dürfen: Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert! Seitdem ist mein Herz ruhig geworden, und alle meine Zweifel haben ihre Lösung gefunden.“

Dieses klare Zeugnis schlug bei dem zweifelsüchtigen Studenten wie eine Bombe ein, und auf einmal war auch bei ihm nicht mehr von Zweifel, sondern von Sünde die Rede. Mit allerlei Schande und heimlichen Ketten kam er ans Licht, und jetzt wurde der Weg für ihn frei, die Gnade zu finden und zum Frieden zu kommen. Für Christlieb aber war und blieb es unantastbare, auf Erfahrung begründete Gewißheit: Nicht mit der Saulsrüstung der Wissenschaft, sondern mit der Schleuder des Evangeliums werden die Siege des Reiches Gottes erfochten.

Ein junger Student, jetzt schon lange ein gesegneter Zeuge Jesu und in verantwortlicher Mitarbeit im Reiche Gottes, stand Alfred Christlieb besonders nahe und erfuhr reichlich seine Fürbitte, seine Mahnung, seine seelsorgerliche Leitung. Er berichtet:

„Vor Beginn meines Studiums verweilte ich noch einige Tage auf dem Heidberg. Oft hat da Pastor Christlieb in großem Ernst mit mir über die Gefahren der Studentenjahre geredet. Wohl jedesmal, wenn ich in den Ferien auf dem Heidberg war, kam er (der selber Junggeselle war und blieb) auch auf die übereilten Verlobungen zu sprechen. Wie oft hat er mich gewarnt — und ich spürte dabei seine herzliche Liebe zu mir —: ‚Mein lieber Bruder, Gott gebe, daß du an dieser Klippe, an der so viele scheitern, nicht Schaden nimmest! Wir wollen das täglich vor den Herrn bringen. Keine Lebensverbindung ohne seinen Willen!‘

Nie werde ich die Stunde vergessen, als ich vor dem Antritt meines Studiums auf dem Weg nach Rothemühle

Pastor Christlieb die Hand zum Abschied reichte. ‚Albertus‘, sagte er dann, ‚zweierlei möchte ich dir noch ans Herz legen: Wir wollen kleine Leute bleiben und innigen Umgang mit dem Herrn pflegen!‘ Das war das Letzte, und damit zog ich auf die Hochschule. Hätte mir etwas Besseres mitgegeben werden können?“

Von dem seelsorgerlichen Bruderdienst des Pastors von Heidberg wußten auch die Bibelboten der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, die in den Gemeinschaftskreisen des Oberbergischen ihren Dienst taten, zu erzählen. Pastor Christlieb war der Vorsitzende des Oberbergischen Gemeinschaftsvereins, die angestellten Prediger hatten also eigentlich in ihm so etwas wie einen Vorgesetzten zu respektieren. Er hat aber nie den „Chef“ herausgekehrt, die Boten erlebten ihn ganz als „Bruder unter Brüdern“. Sie haben oft in seiner Studierstube gesessen und die Fragen und Nöte des Dienstes mit ihm durchgesprochen. Er ist in ihren Vereinshäusern und Heimen erschienen, und so hatten sie mancherlei Gelegenheit, ihn als den seelsorgerlichen Freund und Ratgeber kennenzulernen.

Ein Prediger, der seinen Dienst neu antritt, besucht Christlieb. „Nun, lieber Bruder, Sie wollen uns im Gemeinschaftsverein helfen?“ wird er begrüßt. „Dann will ich Ihnen einmal sagen, woher es kommt, daß so viele Prediger am Wort segenlos arbeiten. Sie sind gar so sehr fleißig! Nicht wahr, das klingt Ihnen merkwürdig: Weil sie so fleißig sind, arbeiten sie ohne Segen? Aber es ist so. Darum rate ich Ihnen, nehmen Sie sich viel, viel Zeit zum Gebet und zum Forschen in Gottes Wort! Nur nicht zu fleißig sein, sondern viel Zeit im Gebet zubringen! Dort können wir dem Herrn alles an sein Herz legen. Wenn wir dann zu den Leuten kommen, hat er schon alles vorbereitet.“

Derselbe liebe Bruder, dem Alfred Christlieb den Rat gab, er möchte nicht zu fleißig sein, wußte auch

davon zu erzählen, wie bei Pastor Christlieb das Wort Psalm 131, 5 wahr wurde: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich!“ Er hatte in Christliebs Beisein über einen alttestamentlichen Text gesprochen. und der Pastor hatte sich mit einem kurzen Wort angeschlossen. Hinterher fragte Christlieb: „Nun, lieber Bruder, verstehen Sie das Wort so?“ „Ja, Herr Pastor!“ „Es war eine gute praktische Anwendung, die Gedanken waren gut, aber den Sinn des Textes habe ich immer etwas anders verstanden!“ Und nun kam eine liebevolle und schonende Belehrung über den eigentlichen Sinn der in Frage stehenden Stelle, die es dem Bruder ganz klar machte: „Ja, nur so kann das Wort recht verstanden werden!“ Nach dieser zarten und auch willig aufgenommenen Zurechtweisung kam dann noch einmal die Bekräftigung: „Aber der Heiland war doch nahe, und die Anwendungen waren gut und praktisch. Der Herr muß immer viel Geduld mit uns haben.“ Vorbildlich — ganz im Sinn und nach der Art des Apostels Paulus — wie hier Anerkennung des Brauchbaren und Zurechtstellung des Verkehrten Hand in Hand gehen! Das ist „freundliches“ Schlagen, Strafen nach dem Rezept, das Christlieb oft empfahl: „So zart wie möglich!“

Der freundliche Seelsorger und Zurechtbringer Alfred Christlieb konnte aber auch fest und männlich auftreten, wenn es not tat. Er besuchte einmal mit einem Predigerbruder eine Kranke und sprach ihr tröstlich zu. Der Bruder betete dann. Die Tochter der Kranken hatte wohl den Eindruck, es sei nicht genügend an das Gesundwerden der Mutter gedacht worden. Darum wandte sie sich an Christlieb und bat: „Herr Pastor, wir wollen doch noch einmal dafür beten, daß unsere Mutter bald wieder gesund wird.“ Christlieb wies das liebevoll fest ab: „Wir haben dem Herrn alles gesagt.“ Er liebte nicht die Menge der Worte.

Darum unterbrach er auch ein Gemeindeglied, das ihn bei einem Hausbesuch mit frommer Redseligkeit überfiel. Einige Tage vorher hatte dieser Mann beim Hören der Predigt den Eindruck erweckt, als habe ihn das Wort innerlich getroffen. Christlieb sagt ihm: „Reden Sie bitte nicht so viel!“ Dann liest er mit ihm einen Abschnitt aus Gottes Wort, betet und geht. Ein Freund, der ihn begleitet, ist ein wenig entsetzt: „Hast du den Mann nicht zu barsch abgefertigt? Wollte der dir seine innere Not nicht einmal offen aussprechen?“ Christlieb erwidert bloß: „Meinst du?“ und schweigt längere Zeit. Einige Tage später trifft der Freund den Mann, der vor Freude strahlt und berichtet: „Der Pastor hatte recht, ich redete zu viel, aber ich habe jetzt Frieden gefunden!“

Bei einem Krankenbesuch geschieht es, daß der Besuchte Christlieb recht unfreundlich empfängt: „Herr Pastor, Sie kommen aber reichlich spät!“ Darauf die Antwort des Getadelten: „Mir scheint, ich komme immer noch zu früh!“ Gott will ja durch die Krankheit gern stille Leute machen. Daß ihm das hier gelungen sei, davon sah Christlieb noch so wenig.

„Der Heiland ist zu uns gekommen!“

Folgende liebevolle Sache ist in Heidelberg passiert: Pastor Christlieb macht in einem Hause einen Besuch. Die Mutter ist gerade nicht anwesend. Das Kind schaut den Besucher an, läuft dann los und ruft nach der Mutter mit den Worten: „Mutter, komm mal schnell herein, ich glaube, der Heiland ist zu uns gekommen!“

Einen ähnlichen Eindruck wie dieses unmittelbar empfindende Kind haben viele gehabt, die in Alfred Christliebs Nähe weilten: Dieser Mann ist in besonderer Weise Jesusähnlich. In dem hat Christus eine

Gestalt gewonnen. Der lebt in der Gegenwart Gottes. Hören wir einige Zeugnisse:

„Christliebs Beten hinterließ bei mir immer den tiefsten Eindruck. Er lebte im Heiligtum und hatte darum auch Vollmacht. Er betete wie ein großes Kind, so gläubig, so kindlich dankbar, so getrost, so voller Zuversicht. Vor dem Herrn wandelte er und erwartete alles von ihm. Über seinem Gebet lag das Geheimnis eines Ihm geweihten Lebens. Auch ohne daß er betete, stand man bei ihm unter dem Eindruck der Gegenwart des lebendigen Gottes. Auf seinem Angesicht, auf seiner schlichten Gestalt lag schon etwas von der Gegenwart des Herrn. Ohne daß er sprach, war er schon eine Predigt.“ — „Wir hatten immer den Eindruck, daß ihn das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes niemals verließ, daß auch im harmlosen, fröhlichen und natürlichen Dinge behandelnden Gespräch bei unserm Freund und Bruder in den Tiefen des Bewußtseins die Nähe des Herrn ihn regierte.“ — „Ich habe oft gemeint, so wie Bruder Christlieb müsse der Apostel Johannes ausgesehen und gelehrt haben. So müsse sein liebender und seelsorgender Ton gewesen sein, wenn er in den Johannesbriefen zu uns redet.“

Der Herr Jesus hat von sich selbst gesagt: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Von Herzen demütig sein — in diesem Stück wollte Alfred Christlieb so gern seinem Herrn ähnlich werden. Er hatte von Pastor Engels die Gewohnheit übernommen, in der Neujahrspredigt eine Losung auszugeben, in der er sich selbst und der Gemeinde zurief, was sie miteinander von Gott erbitten, wie sie miteinander vor Gott wandeln wollten. In drei aufeinanderfolgenden Jahren hießen diese Losungen einmal: „Ich bin ein armer, geringer Mann“ (1. Sam. 18, 23); „Ich will noch geringer werden denn also und will niedrig sein in meinen Augen“ (2. Sam. 6, 22); „Ich bin der Kleinste in meines Vaters Hause“ (Richter 6, 15).

Wir hörten schon einmal: Verhältnisse und Menschen, an denen er schwer zu tragen hatte, bejahte Christlieb als ein Stück Erziehungsschule, das Gott ihm zum Demütigwerden auferlegte. Er lebte ganz in der Mahnung des seligen Pastors Engels: „Brüder, laßt uns kleine Leute bleiben!“ Er hat sich nie über seinen ihm von Gott gewiesenen Auftrag, ein Beter und Schriftforscher zu sein, hinausgedrängt. Er wollte nicht überall und zu allem mitreden. Gern gab er im geistlichen Austausch unter den Brüdern seinen Beitrag; wenn aber das Gespräch z. B. auf Fragen der Kirchenpolitik kam, dann schwieg er lieber und sagte wohl: „In diesem Stück bin ich dumm.“ Klar sah er seine Grenzen und freute sich über jeden Bruder, der ihn ergänzte: „Wie fein hat der liebe Bruder J. geleitet! Das versteht er viel besser als ich. Ich war so froh, daß ich unter den Brüdern sitzen konnte.“ Auf einer Konferenz in Darmstadt wurde er gebeten, noch ein Thez:na zu übernehmen. Er wehrte ab und sagte schlicht: „Das liegt mir nicht. Nehmt den Bruder X., der ist dafür der rechte Mann!“

Alfred Christlieb drängte sich nicht vor. Einmal, als er noch ganz junger Pfarrer war, war ihm auf einer Konferenz ein Gedanke aus dem Worte Gottes gekommen, der in die Aussprache gut hineingepaßt hätte. Er meldete sich aber nicht zu Wort, sondern betete still: „Herr, wenn du willst, daß ich diesen Gedanken vorbringen soll, dann kannst du dafür sorgen, daß ich zum Reden aufgefordert werde.“ Und in der Tat sagte auf einmal der Versammlungsleiter: „Wir haben den Sohn unsers lieben, verehrten Professors Christlieb unter uns, der wird uns jetzt auch noch ein Wort sagen.“

Alfred Christlieb wollte nicht alles allein machen. Alle sollten mitarbeiten. Bei ihm brauchte aber auch der schlichteste und unbeholfenste Christ sich nicht zu scheuen, den Mund aufzutun. Er saß nie da als gestrenger Kritiker, sondern immer als demütiger, lernwilliger

Bruder. In den Bibelbesprechungen in den oberbergischen Bauernhäusern drückte er die Brüder nicht mit dem Gewicht seiner doch unbestrittenen Autorität zur Seite, sondern zog sie kräftig zur Mitarbeit und Mitverantwortung heran. Manchem Anfänger hat er liebevoll gesagt: „Dein Wort hat mich erquickt.“ Was war das für eine Ermutigung!

Menschen wie Pastor Christlieb, in denen der Heiland zu den Leuten kommt, sind gewiß Friedensmenschen. Der Herr, dem sie nachfolgen, ist ja der Friedefürst, der Frieden gemacht hat zwischen Gott und den Menschen in seinem Blut, der den Seinen den Frieden der Ewigkeit ins Herz und Gewissen senkt, der ihnen aber auch den Auftrag gibt, als Bringer und Bewahrer des Friedens in der Welt zu wandeln. Das versuchte Pastor Christlieb aufrichtig. Streiten und Recht haben — das war ihm verhaßt. Und seine Nähe hielt auch andere vom Zank ab. Einer, der ihn gut kannte, sagt: „In der Nähe Alfred Christliebs wagte sich der Unfriede nicht vor. Diese treuen Augen verhinderten es. Diese Ruhe beruhigte die Aufgeregten. In ihm war nichts Hartes, nichts, das jemals verletzen konnte. Niemals hörte man ihn schelten, niemals. Diesem Friedenskinde war es ein heiliges Anliegen, auch den Frieden unter den Gotteskindern zu erhalten. Es wird erzählt, daß über sein freundliches Gesicht eine Wolke gehuscht sei, wenn ein anderer Liebloses über den Bruder redete. Im Umgang war seine Stimme sanft, und seine ganze Erscheinung sagte zu uns: Ich hab' dich lieb! Wie lag es ihm am Herzen, Zerklüftungen in der Gemeinde Gottes zu verhüten!“

Im Heidberger Presbyterium (Kirchenvorstand) wurden zu Christliebs Zeit alle Beschlüsse einstimmig gefaßt. Konnten die Männer einmal in einer Sache nicht gleich übereinkommen, dann wurde sie vertagt, dann wurde sie bis zur nächsten Sitzung von den Männern

und besonders vom Pastor „durchgebetet“. Und dann schenkte der Herr immer eine einmütige Entscheidung.

Ist der Heiland nicht ein freundlicher Herr (1. Petr. 2, 3)? Sollen seine Knechte nicht freundlich sein gegen jedermann (2. Tim. 2, 24)? Pastor Christlieb ist freundlich gewesen, das hat ihm die Herzen der Leute gewonnen. Im ersten Weltkrieg war ein verwundeter Soldat zum Erholungsurlaub in die oberbergische Heimat gekommen. Christlieb trifft ihn in Brüchermühle, von wo es bis zu seinem Wohnort Wildbergerhütte noch 20 Kilometer sind. Die Zugverbindung ist sehr ungünstig. Er bietet ihm sein Rad an. Der Soldat ist ganz gerührt über soviel Großzügigkeit, meint aber, das Angebot nicht annehmen zu dürfen. Der Pastor kann doch nicht zu Fuß gehen oder auf den viel später fahrenden Zug warten! Daraufhin erklärt Christlieb: „Mein lieber Sohn, dann gehen wir beide zusammen zu Fuß.“ Er schiebt sein Rad und geht neben dem Soldaten her, der diesen ersten freundlichen Gruß, den er in der Heimat empfängt, nie mehr vergessen hat.

Ein Mann, der kein Freund der Gläubigen ist und auch Pastor Christlieb nicht sonderlich ausstehen kann, schleppt sich mit schweren Eisenstangen auf der Schulter ab. Christlieb begegnet ihm und bietet ihm seine Hilfe an. Er, der an solche Lasten nicht Gewohnte, übernimmt einige Stangen und unterhält sich beim Gehen freundlich mit dem Mann. Diese Tat der Liebe überwindet den Gegner. Er sucht und findet Vergebung der Sünden und hält sich fortan zu den Gläubigen.

Zu den Kennzeichen, die den rechten Christen ausmachen, zählte Christlieb vordringlich auch dieses: „Man muß sich sagen lassen.“ In den Anfängen seiner Heidberger Zeit war ein Freund bei ihm zu Besuch. den bat er: „Du bist nun verantwortlich für mich. Wenn ich irgendwie nach deiner Meinung nicht recht handle, dann mußt du mir das offen sagen.“ Ja, er ließ sich immer gern sagen und beachtete und

bedachte das Wort der Brüder. Er empfahl dringlich allen Christenleuten, es auch so zu halten, ja keine Einspännerwege zu gehen und den eigenen Kopf gegen Rat und Meinung der Brüder trotzig durchzusetzen. Für Christlieb stand es fest: Wer bei wichtigen Entscheidungen den Willen Gottes erfahren will, soll sich auch an die Brüder gewiesen wissen.

Noch etwas wollen wir erwähnen, was Alfred Christlieb so anziehend machte. Er war vorsichtig im Urteil über andere. Es tat ihm immer weh, wenn man über einen Menschen, erst recht über einen Bruder vorschnell und ungestüm richtend daherfuhr. Er hatte selber einige Male erlebt, wie gründlich man sich da irren kann. Bei einer Familienfeier in England, der goldenen Hochzeit seines Onkels, gefiel ihm gar nicht die Haarfrisur einer Teilnehmerin. Er dachte: „So kann doch kein Gotteskind herumlaufen!“ Später kam er mit der Dame ins Gespräch und konnte nur staunen über die Innigkeit und Tiefe ihres Christusverhältnisses. Da lernte er, daß man aus Haarfrisuren nicht immer auf den Herzensstand schließen darf.

Irgendwo sprach man über die leuchtenden Augen, die ein Christ haben müsse. Alfred Christlieb (der sie selber hatte!) warnte vor voreiligen Schlüssen und Verallgemeinerungen. Er habe einmal einen Bruder getroffen, bei dessen Anblick er sich gesagt habe: „Nein, wie darf denn ein Jünger Jesu so herumlaufen! Mit solch einem Gesicht!“ Aber der Umgang mit diesem Mann habe ihn außerordentlich gesegnet, und als er seine schwere Lebensgeschichte erfuhr, habe er das gewisse Düstere in seinen Zügen verstehen können.

Alfred Christliebs Trost war: Arme, sterbliche, sündige Menschen dürfen sich fallen lassen in die Arme Jesu, in die Arme der ewigen Liebe, des grundlosen Erbarmens, der unwandelbaren Treue. Fest stand er auf der Rechtfertigung des Sünders durch die freie Gnade des Heilandes. Aber dieser Gnade wollte er

nun auch ganz in Dank und Hingabe gehören. Darum jagte er der Heiligung nach, und im Leben der Zucht und des Gehorsams sahen ihn die Leute in die Art und das Bild des Herrn Jesus hineinwachsen.

Christlieb ist aber nie anfällig gewesen für falsche Vollkommenheitslehren. Er hat die Jahre miterlebt, in denen manche in unbiblischer Weise eine irdische Sündlosigkeit meinten erreichen zu können. Man nannte ihm einmal eine böse Sünde und fragte ihn, ob er die denn auch noch tun könne. Seine Antwort lautete: „Auf der Stelle, wenn ich nicht gehalten würde.“ Nein, er dachte nicht groß von sich selber, aber sehr groß von der Treue und Macht Jesu, die halten und bewahren kann! Mancher, der sein leuchtendes Wesen kannte, mochte staunen, als er einmal sagte: „Es ist mir manchmal, als wenn ich mit sieben Stricken nach unten gezogen würde.“ Aber es war so: Auch Alfred Christlieb war einer, der im Kampfe blieb. Er wußte sehr nüchtern, wie nahe den größten Segnungen oft die größten Gefahren liegen. Darum war ihm die Zusammenordnung im aaronitischen Segen so sinnvoll und wichtig: „Der Herr segne dich und behüte dich!“ (4. Mose 6, 24.)

Alfred Christlieb ist alles andere als ein unnatürlicher Heiliger gewesen. Ansätze einer düsteren Askese in seiner Frühzeit wurden überwunden, und in der Nähe dieses sonnigen, fröhlichen Menschen fühlte sich jeder wohl. Er hat herzlich lachen können. Einem, der in gedrückter Seelenstimmung war, ist dieses Lachen geradezu befreiend vorgekommen, er hat es ein heiliges Lachen genannt. Hämisches, Boshafes. Satirisches war nie darin. Es war ein in der Zucht Gottes gehaltener Humor. Daß Christlieb diesen Humor besaß, wußten übrigens lange nicht alle, die ihn kannten. In einem Bruderkreis erzählte er einmal in sprudelnder Fröhlichkeit Geschichten. Auf einmal hielt er inne und sagte: „Brüder, ich muß aufhören, da

liegt eine Gefahr für mich.“ Das hat tiefen Eindruck gemacht. Wie stand doch dieser Mann vor Gottes Angesicht!

Ein Prediger läßt sich predigen

Wir hörten: Alfred Christlieb ließ sich gern etwas sagen. Er hatte dabei die glückliche Gabe, nicht nur Menschen, auch Tiere und alle Dinge so zu sich sprechen zu lassen, daß er von ihnen eine Lehre Gottes empfing und diese fürs Leben des Glaubens und des Dienens höchst praktisch verwertete. Wer hat ihm auf diese Weise nicht alles im Laufe seines Lebens gepredigt! Z. B. die Bettler. Lassen wir ihn selber sagen, was er von ihnen gelernt hat:

„Eines Tages erschien im Pfarrhaus ein Mann, der um ein bestimmtes Kleidungsstück bat. Leider war das Gewünschte nicht vorhanden. Dafür bekam er ein Geldstück, etwas zu essen und guten Lesestoff mit auf den Weg. Aber diese Gaben konnten ihn nicht befriedigen. Ohne ein Wort des Dankes ging er schimpfend über meine Unbarmherzigkeit aus dem Hause, weil er das, was er wollte, nicht erhalten hatte. Ein derartiges Benehmen wollte mein Herz in Wallung bringen. Manchmal hatte ich Gott um die Fernhaltung falscher Besuche gebeten. Nun tauchte die Frage auf: Ist dein Gebet erhört? Hat Gott auch diesen Menschen in dein Haus gesandt? Kann auch von einem solchen unangenehmen Besuch das Wort gelten: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen? Während ich mit solchen Gedanken dem abziehenden Bettler nachblickte, kam plötzlich ein Lichtstrahl in mein Herz hinein.

Es war gerade, als wenn eine zarte Stimme mir zuflüsterte: Mein Kind, du willst über diesen Bettler unwillig werden. Handelst du etwa besser als er? Ich

gab dir dies und das und jenes, und doch hegst du manchmal noch unzufriedene Gedanken in dir, weil du nicht genau das bekommst, was dein Fleisch sich wünscht. Jetzt schau einmal an diesem Bettler, wie häßlich es ist, wenn man, anstatt zu danken, nur murrst, weil man nicht das bekommt, was man gern haben möchte!

Jetzt wurde mir auf einmal klar, weshalb dieser unverschämte Bettler in mein Haus kommen mußte. Er sollte mir zum Spiegel dienen und mir die Häßlichkeit eines undankbaren Herzens vor die Augen malen. Gesegneter Besuch! Gott helfe mir, daß ich ihn nie vergesse!

Es vergingen Jahre. Da kam noch einmal ein Bettler, der ein unvergeßliches Wort zurückließ. Ich hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß die Bettler meist das erhaltene Geld in der Wirtschaft vertrancken. Weil nun dieser Bettler wenig nach Enthaltbarkeit aussah, so sagte ich ihm, er könne etwas zu essen und zu trinken bekommen, aber Geld dürfe ich ihm nicht geben, und er erklärte sich einverstanden. So wartete er, und man bereitete ihm den Kaffee. Als ihm dann Butterbrot und Kaffee gebracht wurden, da war der Bettler verschwunden.

Im Nachbarhaus aber erzählte er: ‚Ich sollte im Pfarrhaus kein Geld bekommen. Man wollte mir Kaffee kochen. Aber das dauerte mir zu lange. Da verlor ich die Ungeduld und ging fort.‘ Er wollte sagen: ‚Da verlor ich die Geduld‘ oder ‚Da bekam ich die Ungeduld‘. Aber in seiner hastigen Sprechweise sagte er: ‚Ich verlor die Ungeduld und ging.‘ Dieser Ausdruck jenes ungeduldigen Bettlers wurde mir auch wieder zu einer Predigt. Ich dachte: ‚O, daß ich dieses Wort auch in Wahrheit nachspredien könnte: Ich verlor die Ungeduld!‘ Aber das schöne Bettlerwort ist nicht so ganz leicht gelernt. Wir wollen uns aber in der

göttlichen Schule darin üben, bis es zur Wahrheit wird: Da verlor ich die Ungeduld.“

Sogar von der doch wirklich sehr fragwürdigen Zunft der Einbrecher ließ Alfred Christlieb sich predigen. Drei dieser unangenehmen Gesellen hatten sein einsames Pfarrhaus heimgesucht. Zwar war ihre Beute nicht überwältigend. U. a. hatten sie sich einer Reihe von Flaschen bemächtigt, die vielversprechende Weinetiketten trugen, in Wirklichkeit aber mit harmlosen Waldbeeren gefüllt waren. Die Einbrecher hatten die Flaschenhalse abgeschlagen und in wütender Enttäuschung alles liegen lassen. Sie wurden bald dingfest gemacht und, da ihnen auch noch andere Untaten nachgewiesen wurden, auf dem Schwurgericht in Köln gebührend verurteilt. Christlieb war als Zeuge anwesend. Der erste der drei Übeltäter schien sichtlich geknickt und sagte nach dem Urteilspruch: „Ich nehme mein Urteil an.“ Dieser eine Satz bewegte Pastor Christlieb tief und war ihm eine unvergeßliche Predigt, die er oft wiederholt hat. Ein anderer von den dreien war nicht so von seiner Schuld überzeugt und erklärte zur großen Heiterkeit der Anwesenden: „En bötken to stramm!“

Auch unter den Tieren hatte Pastor Christlieb seine „Prediger“, von denen er willig lernte. Im einsamen Pfarrhaus von Heidberg wurde ein Hund angeschafft, der Barry, ein reinrassiger Bernhardiner. Das Tier mußte natürlich erzogen werden. Nun gehört zu einer fruchtbaren Erziehung, daß Strenge und Freundlichkeit oder — biblisch-theologisch ausgedrückt — Gesetz und Evangelium recht zusammengeordnet werden. Was nun Barrys Erziehung betraf, meinten manche Besucher Heidbergs, er wäre zu sehr nach der Seite des Evangeliums hin behandelt worden, ein wenig mehr Gesetz hätte ihm nicht geschadet.

Aber sein Herr hatte ihm doch einiges beigebracht. Im Herbeiholen und im Tragen von Gegenständen war

Barry nicht ungelehrig. Bloß wenn er seinen Gegenstand wieder abgeben sollte, dann tat er oft sehr schelmisch. Er wollte nicht hergeben und loslassen. Oft legte er den Hut oder Stock auf den Boden und wartete, was jetzt weiter geschehen würde. Kam man ihm näher, dann schnappte er plötzlich nach seiner Beute und eilte mit ihr davon. Mit dieser Unart seines Hundes wurde Christlieb am ehesten so fertig, daß er ihm etwas Besseres vorhielt, vielleicht einen schönen Knochen. Dann konnte Barry auf einmal loslassen.

Was lernte Alfred Christlieb aus solchem Verhalten. und was gab er als Barrys „Predigt“ andern weiter? „So wollen wir es mit den Menschen auch machen. Sie halten soviel Minderwertiges umklammert. Wir wollen ihnen etwas Besseres zeigen, ja das Beste, das Evangelium von Jesus. Sollten sie dann nicht loslassen?“

Wenn Barry apportierte, dann lief er oft in seinem Eifer über das Ziel hinaus und mußte ein Stück zurückkommen. Gleich war Christliebs Nutzenwendung zur Hand: „Gleichen wir armen Menschen nicht auch in diesem Stück dem Barry? Haben wir einmal eine Wahrheit erkannt, so kommt es oft vor, daß wir in blindem Eifer über das Ziel hinausschießen. Wir müssen dann erst durch Schaden klug werden und Maß halten lernen.“

Wenn Barry Pastor Christlieb auf seinen Gängen begleitete, dann trabte er nach Hundart natürlich nicht immer brav und sittsam neben ihm her. Oft lief er voraus oder seitwärts in die Wiesen und ins Gebüsch. Abgehetzt und atemlos erschien er schließlich wieder bei seinem Herrn, nachdem er dieselbe Strecke oft mehrfach zurückgelegt hatte. Ein ähnliches Verhalten sah Pastor Christlieb auch bei den Gläubigen und sagte warnend: „Wie manchen weiten, unfruchtbaren Weg könnten wir uns ersparen, wenn wir gehorsam und abhängig unserm Gott folgen woll-

ten, anstatt uns zu zerarbeiten in der Menge unserer Wege!“

Einmal hörte Alfred Christlieb in der Eisenbahn unfreiwillig einer Unterhaltung unter Jägern zu. Sie spannen ihr Weidmannsgarn und einer lobte ganz mächtig seinen Hund. Ein anderer unterbrach ihn und wollte wissen: „Hat dein Musterhund denn gar keinen Fehler?“ Da gab der Lobredner kleinlaut zu: „Doch, er macht sich selber die Türen auf!“ Das war nun allerdings ein böser Fehler, den glücklicherweise der sonst nicht allzu tugendhafte Barry nicht besaß. Sein Herr hatte ihn aber auch nicht und hütete sich geradezu ängstlich vor ihm und bat die Prediger des Evangeliums immer wieder: „Macht euch ja nicht selber die Türen auf! Ihr müßt in eurer Arbeit den Herrn zu euch sagen hören: Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen!“

Zum Schluß soll in dieser Reihe von „Predigern“ noch eine sehr erfreuliche Gestalt auftreten, ein junges Mädchen, dessen Mutter sie für eine längere Bahnfahrt Pastor Christliebs Schutz und Begleitung anvertraut hatte. Sie unterhielt ihren Reisegefährten mit munterem Geplauder. Sie fuhr zu ihrem Bräutigam und konnte gar nicht genug davon erzählen, wie lieb und nett der sei. Je näher es dem Ziele zuing, um so mehr wuchs ihre freudige Erregung und Erwartung. Man merkte es, welch ein Glück das bevorstehende Wiedersehen mit ihrem Verlobten für sie bedeutete. Christlieb aber hörte aus diesem Erlebnis die Frage heraus: Findet man bei den Jüngern Jesu auch solch sehnsüchtige Erwartung nach ihrem Bräutigam? Es naht ja der Tag, an dem ihr Herr wiederkommt und sie mit ihm für immer vereinigt sind. Müßte nicht ein großes Freuen unter ihnen zu finden sein, eine unbändige Sehnsucht, die nicht zu stillen ist. bis ER kommt?

Letzte Krankheit und seliger Heimgang

Nach 38 Jahren eines einzigartig gesegneten Wirkens in der Gemeinde Heidberg und hin und her in den Landen ging Alfred Christliebs irdischer Tag zu Ende. Einem Blasenleiden konnte im Sommer 1933 noch einmal vorübergehend gesteuert werden. Ein Kuraufenthalt in Bad Wildungen tat da gute Dienste. Es kam die Allianzgebetswoche Anfang 1934. Gebetsstunden waren Pastor Christlieb immer besonders lieb gewesen. Er war auch dieses Mal an den verschiedenen Plätzen, wo die Gläubigen zusammenkamen, trotz des harten Winterwetters dabei. Ein Gemeindeglied berichtet darüber:

„Es war schlimmes Glatteis. Wir dachten manchmal, unser Pastor könnte nicht anwesend sein. Doch jedes Mal waren wir erfreut über seine Anwesenheit. Wo es galt, hungernde Seelen zu erquicken, da war er zur Stelle. Besonders denke ich an einen Abend, an dem er mit seiner großen Sturmlaterne in Wind und Wetter den Weg zurücklegte, uns diente und immer wieder ein Vorbild war. In der darauffolgenden Woche — es war die letzte seines Lebens — machte er vor der Gebetsstunde, die ebenfalls wohl die letzte war, noch einige Hausbesuche. Dann sprach er zu uns über den Schluß von Markus 8. Besonders ernst hob er die Worte hervor: ‚Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.‘ Dann beteten wir zusammen. Das war der Schluß seines Dienstes in den Gebetsstunden.“

Am 21. Januar 1934 bestieg Pastor Christlieb zum letztenmal die Kanzel in Heidberg. Er predigte seit längerer Zeit fortlaufend über die Apostelgeschichte, und an jenem Morgen war sein Text Kapitel 23, 5

bis 10. Wie er in all seiner Verkündigung die Gedanken, die sich ihm betend aus dem Wort erschlossen, in drei „Päckchen“ einband, so geschah es auch in seiner letzten Predigt. „Dreierlei Glaubensstellung“ fand er in den Versen angezeigt:

1. den Vernunftglauben der Sadduzäer,
2. die Rechtgläubigkeit der Pharisäer,
3. den lebendigen Herzensglauben des Paulus.

Einige Sätze aus der Predigt seien angeführt:

*„Die Sadduzäer stellten ihren eigenen Verstand über das Wort Gottes. Ihr Wissensdünkel verblendete sie. Ihr Wissen blähte sie auf. Die wichtigste Klugheit fehlte ihnen. Das beste Licht, die Erleuchtung durch den Heiligen Geist, besaßen sie nicht. Hüten wir uns vor dem Irrweg der Sadduzäer! Er mag große Dichter und Denker zu seinen Anhängern zählen. Ein Fünk-
lein Licht von oben ist mehr wert als all
ihr stolzes Blendwerk.*

Ganz anders waren die rechtgläubigen Pharisäer. Sie unterwarfen sich dem Wort Gottes und waren in dieser Hinsicht rechtgläubige Leute. Wir wollen diese Anerkennung der biblischen Wahrheiten nicht verachten. Aber hüten wir uns, eine äußere Rechtgläubigkeit zum Ruhepolster zu machen! Es hat viele äußerlich positive und die reine biblische Wahrheit lehrende Männer gegeben, die dennoch Feinde des Kreuzes Christi und Verfolger seiner Jünger waren. Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! Auch ihr Glaube reichte nicht aus zum Seligwerden.

Paulus hatte weder den Vernunftglauben der Sadduzäer noch die tote Rechtgläubigkeit der Pharisäer, sondern einen lebendigen Herzensglauben. Der Messias Jesus und seine im eigenen Leben erfahrene Auferstehung bilden Kern und Stern von Paulus' Glauben. Er bekennt sich nicht nur zu einer Lehre, sondern zu einer Person. Um Jesu willen duldet er auch Anklage und Ketten. Ihn wollte und konnte er

nicht verleugnen, auch wenn es seinen Tod bedeutete. Hätte Paulus den Namen Jesu preisgegeben, so würden ihn der Hohe Rat und das ganze Volk in Ruhe gelassen haben. Aber Ihn mußte er bekennen. Das war des Paulus lebendiger Herzensglaube. Er ist der richtige, die andern beiden sind nicht ausreichend.“

Ahnte der Pastor von Heidelberg seinen baldigen Heimgang? Er hatte oft im Leben um ein seliges letztes Stündlein gefleht, im Rahmen des Gottesdienstes am 21. Januar 1934 tat er es dreimal. Er betete auch darum, daß der Gemeinde das klare Wort Gottes immer erhalten und gepredigt würde. Nach dem Gottesdienst begleitete er seinen Kirchmeister noch ein Stück Wegs und war schon — wie das seine Gewohnheit nach einer gehaltenen Predigt war — mit den ersten sinnenden Vorbereitungen für die Predigt des nächsten Sonntags beschäftigt. Da wollte er aus dem Text, den er heute gelesen hatte, noch mehr herausholen. Solche 6 Verse boten seinem betenden Forschen so viel Stoff, daß der in einer Predigt nicht ausgeschöpft werden konnte.

Nach dem Mittagessen wollte Christlieb, in der Sofaecke sitzend, noch ein wenig ruhen und dann in die Stunde nach Langenseifen gehen. Es war das derselbe Ort, an dem er vor 38 Jahren am Tag seiner Ankunft in der Gemeinde zum erstenmal die Gebetsstunde besucht hatte. Was nun folgte, lassen wir uns von dem Biographen Alfred Christliebs, Hauptlehrer Heinrich Klein, berichten:

„Die Gemeindegewester Lenchen wollte im Konfirmandensaal mit der Unterweisung der Kinder beginnen, kam aber mit einem kleinen Mädchen vorher noch einmal in die Küche, um das in den Schmutz gefallene Kind etwas abzuwaschen. An die Kleine richtete er die Frage: ‚Hast du dir wehgetan, mein Lämmchen?‘ ‚Das Lämmchen hat nicht aufgepaßt‘, erwiderte die Schwester. Christlieb fragte seine Haushälterin, ob er wohl

hinauf auf sein Zimmer gehen solle. ‚Bleiben Sie nur ruhig hier‘, erwiderte diese, ‚Schwester Lenchen ist bald fertig.‘ So blieb er und schlummerte ruhig ein. Als nach einer Weile seine Haushälterin, die ihm 28 Jahre lang treulich gedient hatte, zu ihm hinübersah, da lag schon die Totenblässe auf seinem Gesicht. Sein Geist war entflohen. Träumend hatte ihn der Herr in die ewige Heimat geholt. In dem Gedanken, er sei nur von einer Ohnmacht befallen, suchte man ihm noch allerlei Hilfe zu leisten, aber der Puls stand still, und der herbeigerufene Arzt konnte nur die bange Befürchtung bestätigen: Pastor Christlieb ist heimgegangen.“

Wie ein Blitz schlug die Todesnachricht in der Gemeinde ein. Die Leute konnten sie kaum fassen. Sie hatten ihren geliebten Pastor wenige Stunden vorher doch noch predigen hören. Es ist ja eigentlich ein wunderbares Sterben gewesen, dieser rasche Heimgang. Mitten aus der Arbeit ging der treue Knecht ein in seines Herrn Freude. Jemand, der sich medizinisch auskennt mit dem Blasenleiden, das Alfred Christlieb zu schaffen machte, hat erklärt: „Menschlich gesehen hätte der Pastor von Heidberg, wenn er am Leben geblieben wäre, sehr viel leiden müssen. Diese Krankheit nimmt eine tückische Entwicklung zu rasenden Schmerzen hin.“ Davor hat Gott ihn also in Gnaden bewahrt. Er ist auch vor den Stürmen hinweggeholt worden, die in den darauffolgenden Jahren über Deutschland und insbesondere über die Kirche, in deren Dienst er stand, hereingebrochen sind. Wie hätte sich ihm, dem Mann des Friedens und des Ausgleichs, die Last all der notwendig werdenden Kämpfe, Scheidungen und Entscheidungen schwer auf die Seele gelegt! Gottes Wunderwalten nahm ihn vor dem allen still hinweg.

Die Gemeinde, der er so lange die Treue gehalten hat, hat den Tod ihres Seelsorgers folgendermaßen angezeigt:

Der Gott meines Vaters ist meine
Hilfe gewesen. 2. Mose 18, 4

Am gestrigen Sonntag, dem 21. Januar 1934,
bald nach der Predigt, nahm der Herr
den Hirten unserer Gemeinde
Heidberg

Herrn Pfarrer Alfred Christlieb

zu sich in Sein himmlisches Reich.

38 Jahre diente er mit selbstloser Treue und
Aufopferung der Gemeinde und über deren
Grenzen hinaus dem Volke Gottes hin und her
als ein Lehrer von Gottes Gnaden, der viele zur
Gerechtigkeit weisen durfte.

Mit Kraft und großer Freudigkeit predigte er
wenige Stunden vor seinem Heimgang über:

Dreierlei Glaubensstellung

(Apg. 23, 5--10)

1. den Vernunftglauben der Sadduzäer,
2. die Rechtgläubigkeit der Pharisäer,
3. den lebendigen Herzensglauben des Paulus.

Betend gedachte er noch in diesem Gottesdienst
an unser letztes Stündlein und flehte zum Herrn,
daß doch das klare, lautere Evangelium der Ge-
meinde erhalten bleibe. Hatte Gott ihm wohl
eine Ahnung von seinem Hinwegeilen gegeben?
Bald nach dem Mittagessen, während weniger
Augenblicke des Schlummers, führte ihn der
Herr träumend durch des Todes Türen in die
ewige Herrlichkeit.

Er diente uns, er bezeugte die Gnade. Sein
Bild aber lebt weiter unter uns als eine Dar-
stellung des Apostelwortes:

So zieht nun an, als die Auserwählten Gottes.
Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen,
Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und

vertrage einer den andern, und vergebet euch untereinander, so jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit!

Kolosser 3, 12—14

Die evangelische Gemeinde Heidberg
Namens des Presbyteriums:
Wilhelm Müller, Kirchmeister.

Heidberg (Post- und Bahnstation Wildbergerhütte), den 22. Januar 1934.

Aus dem ganzen Oberbergischen, aus dem Siegerland und von mancherlei Orten kamen die vielen Trauergäste, die am Mittwoch, dem 24. Januar, dem Entschlafenen das letzte Geleit gaben. Aus vielen Zeugnissen klang heraus, welch ein Segen von Alfred Christlieb ausgegangen war, und wie die Gemeinde Jesu für die Gabe Gottes, die ihr in diesem Manne, seiner Schriftauslegung und seinem Gebet, in so langen Jahren gegeben war, viel zu danken hatte. Eine Ansprache sei hier wiedergegeben. Sie redet so fein von dem Geheimnis und der Frucht dieses nun vollendeten Lebens.

„Um diese Stunde, die wir in der Kirche zu Heidberg erleben, vereinen sich, soweit sie es rechtzeitig erfuhren, siebenhundert Pfarrer in allen Gauen mit uns im Geist zu Gebet und Dank und Gedächtnis. Drei Bibelworte leiten sie alle bei diesem Gedenken:

Offenbarung 22, 4: Sein Name wird an ihren Stirnen sein.

Hebräer 13, 7: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben!

Daniel 12, 3: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.

Vielen Bünden und Vereinigungen hat Bruder

Christlieb gedient: der Tersteegensruh-Konferenz in Essen und Mülheim, der Pastorengemeinschafts-Konferenz in Hohegrete — und Seelsorge an uns Seelsorgern war einer seiner zartesten Dienste. Er hatte den Vorsitz im Pastoren-Gebetsbund. Im Namen vieler deutscher Pastoren danke ich Euch, Ihr lieben Heidberger, daß Ihr ihn freigabt für diesen Dienst. Wie oft ist er mit seinem Kofferchen hinausgegangen nach Nord und Süd, nach Ost und West! Es war etwas Besonderes an ihm, das ihn so sehr anziehend machte. Der Name Jesu glänzte an seiner Stirn. Er war ein Bergmann Gottes, der unablässig in den Schächten des Wortes Gottes grub. Was Gott ihm gab, das teilte er aus.

Schlicht und ungekünstelt brachte er das Wort Gottes. Und was er sagte, das kam immer aus dem Heiligtum. In seiner Nähe wurde es uns leichter, an Gott zu glauben; denn er war ein Mensch, der an die Macht und Wahrheit des Wortes Gottes glaubte. Man empfand aber in seiner Nähe nicht bloß Freude, sondern auch Beschämung. Ich bin oft mit ihm gereist und habe oft empfunden: Er hält dich für frommer, als du bist. Nun hat der Herr ihn eilend hinweggenommen, ihn, der uns die ausschließliche, einseitige Botschaft von der Gnade Gottes gesagt hat. Wir haben einen ‚Vater‘ verloren. Ihr, die Ihr von ihm getauft, konfirmiert, getraut, ermahnt, getröstet wurdet, fühlt das noch viel mehr. Aber Jesus Christus bleibt in Ewigkeit bei uns, bei Euch in Heidberg, bei Euch im Siegerland, in der Hammerhütte usw. Der Herr hat ihn uns eine Weile entzogen, damit wir uns um so mehr an Christum selbst anklammern sollen. So laßt uns sein Ende anschauen, seinem Glauben nachfolgen und fest an dem Herrn bleiben, dankbar dafür, daß uns der Herr durch seinen Knecht so reich gesegnet hat!“

Der so sprach, war Pastor Karl Immer aus Barmen.

der Schriftführer des Pastoren-Gebetsbundes. Er ist nun auch längst beim Herrn, nachdem er seine Kraft in dem großen Kampf um das rechte Bekenntnis der Kirche, der in Deutschland heraufzog, als Alfred Christlieb die Augen schloß, verzehrt hatte.

Es ist des Erwähnens wert, daß sich ganz nahe an Christliebs Heimgang das Sterben zweier seiner besten Freunde anschloß. Schon am 22. Januar 1934, als gerade die Anzeigen vom Tode des Pastors von Heideberg ins Land hinausgingen, verschied der liebe Pfarrer Dr. Carl Eichhorn, dessen Andachtsbuch „Das Werk Gottes an der Seele“ (Brunnen-Verlag, Gießen) klare und kernige Schriftauslegung ist. Und am Samstag darauf ging Pastor Hermann Krafft aus Barmen, der mit Alfred Christlieb zusammen so oft auf den westdeutschen Allianzkonferenzen gedient hatte, aus der kämpfenden in die triumphierende Gemeinde.

Der Schatzgräber Gottes

Wir haben das Leben des Gottesmannes Alfred Christlieb an uns vorüberziehen lassen. Dabei haben wir aus mehr als einem Zeugnis gehört, wie dieser Mann vielen darum so lieb und zum Segen war, weil er ein einzigartig tiefgründiger Erforscher und bevollmächtigter Verkündiger des Wortes Gottes gewesen ist. Was hat es für vielseitig interessierte und begabte Leute im Volke Gottes gegeben! Das eine schlichte, mit heiliger Einseitigkeit geübte Geschäft, mit dem Alfred Christlieb der Gemeinde Jesu diente, war dieses: er sagte ihr das Wort. Aber damit sagte er ihr das Beste und gab ihr das Größte, was sie zu ihrer rechten Erbauung, Mahnung, Tröstung und Zubereitung nötig hat. Pastor Modersohn schildert uns fein Christlieb als Schatzgräber Gottes:

„Das war der erste Eindruck, den er auf mich machte,

und der sich im Lauf der Jahre immer mehr verstärkte: ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt.

Er gebrauchte die Bibel nicht als das Buch, aus dem er seine Texte nahm, nein, er lebte im Wort. Er arbeitete besondere Partien des Wortes Gottes in einer Gründlichkeit durch, wie ich sie sonst nicht wieder gefunden habe. Auch der kleinste Zug entging ihm nicht. Immer wieder klopfte er an das Urgestein der Bibel, und eine Goldader nach der andern tat sich ihm auf. Stundenlang saß er betend über seiner Bibel, stundenlang überdachte er das Wort Gottes auf den Gängen durch die Gemeinde und zur Bahnstation. Und so fand er immer neue Herrlichkeiten im Worte Gottes.

Er hat nicht viel geschrieben. Aber was er geschrieben hat, das habe ich nicht gelesen, nein, gegessen habe ich es, mir zu eigen gemacht. Er hat mich erst recht gelehrt, wie man die Bibel lesen soll. Die meisten lesen sie viel zu schnell, und darum lesen sie über manche Schönheit und Wahrheit hinweg. Wenn man sich aber Zeit nimmt, ein Buch durcharbeiten, monatelang, jahrelang (wie Christlieb die Apostelgeschichte), dann entdeckt man erst, wie reich das Wort Gottes ist. Als ich sechs Jahre lang in den sonntäglichen Morgenandachten in Blankenburg das Leben des Apostels Paulus betrachtete, da bin ich erst innegeworden, was hier für eine Fundgrube vorhanden ist. Und diese Entdeckerfreude, die der Psalmist in den Worten ausspricht: ‚Ich freue mich über deinem Wort wie einer, der eine große Beute kriegt‘ — die verdanke ich Alfred Christlieb. Er hat mich die Bibel recht lesen gelehrt.

Und auch recht auszuschöpfen und darzubieten. Immer hatten seine Ansprachen drei Teile. Er waren die ‚drei Päckchen‘, wie er zu sagen pflegte. Es war nicht gekünstelt und gezwungen, was er in diesen drei Teilen bot: es war gewachsen, es war geschenkt in stillem, betendem Bibelstudium.

Darum setzten sich sofort alle Bleistifte und alle

Füllfederhalter in Bewegung, wenn Alfred Christlieb anfang zu sprechen auf einer Konferenz. Man wußte: jetzt galt es etwas aufzunehmen, was sich der Mühe verlohnte. Hier empfing man eine Gabe aus dem Heiligtum.“

Ja, die Christliebschen „drei Päckchen“ waren berühmt. Es war der Weg, den Gott ihn führte, daß er immer in seinen Predigten und Ansprachen, oft auch in seiner schriftlichen Bibelarbeit für die „Gnadauer Bibelleseblätter“, das ihm erschlossene Zeugnis des Gotteswortes in dieser Dreiteilung darbot. In der Vorbereitung zu seiner Verkündigung war das immer ein großer Augenblick, der ihn fröhlich und dankbar machte, wenn er seine „drei Päckchen“ beisammen hatte. Einer aus seiner Gemeinde hat die Stunde nicht vergessen, wo er als Junge einmal hinter Pastor Christlieb und seinem Kirchmeister hertrabte und im Gespräch der beiden Männer den mit glücklicher Erleichterung ausgesprochenen Satz auffing: „Ich konnte lange nicht einschlafen. Es fehlte mir noch der dritte Punkt. Endlich kam Licht von oben.“

Ja, dieses Licht von oben! Es schien manchmal so hell, daß es Christlieb in Kürze Durchblick und Stoff für eine ganze Reihe Predigten gab. Hören wir, welche Funde ihm zuteil wurden: *„Ich war einmal so ausgetrocknet und kam mir ganz leer vor. Während ich über die Halde ging, kam mir der Gedanke: Ist es bei den Bergleuten nicht so, daß sie, um das Blei zu finden, erst viel Steine und Geröll wegschaffen müssen? Sollen wir Schatzgräber im göttlichen Wort es leichter haben? Ich kehrte in meine Studierstube zurück, schlug die Bibel auf und fand Stoff für 7 Predigten.“*

Beachten wir: auch er, der Mann, der so viel Licht hatte über das Wort Gottes, kam sich manchmal leer und dürr vor! Ja, manchmal hat er sich lange abmühen müssen über dem Graben und Schürfen. Davon hören wir noch einmal im Schlußkapitel.

Licht von oben! Es wurde dem Schriftforscher im stillen Heidelberg bisweilen in dunkler Nacht geschenkt. Wenn er nicht schlafen konnte, dann sann er über dem Worte Gottes nach. Notizblock und Bleistift lagen immer griffbereit auf dem Nachttisch. Jeder gewonnene Durchblick wurde gleich aufgeschrieben. Einmal hat Christlieb einem Freund von seinen Entdeckungen in der Bibel erzählt und ganz glücklich ausgerufen: „Ein Lichtgedanke aus Gottes Wort ist mir mehr wert als eine Million Mark Geld!“

Übrigens hat das „Licht von oben“ für Christlieb nie bedeutet, daß er seine Predigten nicht sorgsam ausarbeitete. Meist schrieb er jede in ein kleines blaues Heftchen. Davon standen viele auf seinen Bücherregalen, sie bargen kostbare Schätze.

Pastor Christlieb war bekannt als „Alttestamentler“. Gestalten wie Abraham, Samuel, Elia hatten es ihm angetan. Er sagte einmal: *„Etliche Brüder können irgendeine Zeile aus den Episteln vornehmen und eine Festpredigt darüber halten. Das liegt mir nicht. Ich muß Menschen und Handlungen vor mir sehen. Das nimmt dann Fleisch und Blut an vor meinen Augen. Ich kann mich hineinsinnen, und darüber kann ich dann reden.“* Und wenn er davon redete, dann merkten seine Hörer: Hier wird unsere Sache verhandelt, hier fällt Licht auf unsern Weg.

Ganz entlegene Stellen, Geschehnisse und Gestalten wurden dem im Alten Testament grabenden Alfred Christlieb bedeutsam. Wer weiß etwas mit „Horma“ anzufangen? Dieses geheimnisvolle Wort hing groß in gebrannten Buchstaben an der Wand von Pastor Christliebs Arbeitszimmer und erinnerte ihn täglich an eine ganz wichtige Mahnung des Wortes Gottes: *Bleibe in der Abhängigkeit vom Herrn. geh keine eigenen Wege! — Verbanne alles ungöttliche Wesen aus deinem Herzen und Leben! Daß in der Tat der biblische Ortsname Horma sehr eindrücklich mit die-*

sen Dingen zusammenhängt, wolle man bitte nachlesen in 4. Mose 14, 44—45 und 4. Mose 21, 3.

Wer kann sich unter „Matthanja“ viel vorstellen? So heißt ein Mann der Bibel, aber wer kennt den schon? Alfred Christlieb kannte ihn gut und liebte ihn sehr und wollte das Amt auch haben, das von diesem Mann berichtet wird: „Der Levit Matthanja hatte das Dankamt mit seinen Brüdern“ (Nehemia 12, 8). „Matthanja war das Haupt, Dank anzuheben zum Gebet“ (Nehemia 11, 17).

Es läßt sich in Alfred Christliebs Leben der Zeitpunkt ermitteln, wo er zum erstenmal eine durchschlagende Predigt über einen alttestamentlichen Text gehalten hat. Das war noch vor seiner Heidberger Zeit, als er als Kandidat der Theologie im Johanneum in Barmen Lehrer war. Sein Bruder Theodor Christlieb, mit dem er sein Leben lang in innigster Liebe und Geistesharmonie verbunden war, stand damals als Vikar in Denklingen, das noch keine selbständige Kirchgemeinde, sondern ein Teil der großen Muttergemeinde Waldbröl war. Der junge Vikar machte einen kräftigen und fröhlichen Rumor mit seiner klaren Predigt von Buße und Bekehrung. So etwas hatte man von dem alten Superintendenten, der zwar auf dem Gebiet der Volkserziehung und -fürsorge etwas leistete, mit seiner geruhsamen, liberalen Theologie aber keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken konnte, nie gehört. Es gab allerlei Freude bei den Gläubigen und viel Sturm bei den andern.

Als die Vikariatsgemeinde Denklingen zur selbständigen Kirchgemeinde erhoben werden sollte, wünschten die Gläubigen selbstverständlich Theodor Christlieb als ihren Pfarrer. Ebenso selbstverständlich stieß dieser Plan bei den Feinden des Evangeliums auf erbitterte Ablehnung. Christlieb verließ für einige Zeit die Gemeinde, da er als der älteste Sohn des gerade heimgegangenen Professors dessen Nachlaß ordnen

sollte. Der Superintendent schickte jetzt allerlei ganz anders geartete Prediger zur Vertretung nach Denklingen, darunter einmal einen sehr wunderlichen Herrn, der ein übergetretener Katholik war. Der Mann brachte doch drei faustgroße Steine mit auf die Kanzel und erzählte kühnlich von ihnen, er habe sie kürzlich von einer Palästina-reise mitgebracht, sie stammten vom Hügel Golgatha, und Tropfen vom Blut Christi seien noch deutlich an ihnen zu sehen. Das war denn doch eine zu starke Zumutung an das Verkräftungsvermögen der Denklinger, eine Reihe Besucher erhoben sich und verließen protestierend das Gotteshaus.

Endlich kam Theodor Christlieb zurück. Doch der kluge, besonnene, ganz zu den Gläubigen gehörende Kirchmeister meinte, es wäre nicht gut, wenn er bei all der entstandenen Unruhe gleich am ersten Sonntag auf die Kanzel stiege. Sein Bruder Alfred wird für die Vertretung gewonnen. Was liest der nur für einen merkwürdigen Text vor? „Herr, mache den Ratschlag Ahitophels zur Narrheit!“ (2. Samuel 15, 31.) Der Kirchmeister fängt an zu bangen: „Was soll das geben? Wenn das mal gut geht!“ Alfred Christlieb legt den Text in seinem Zusammenhang aus. Er spricht von der Not und verzweifelten Lage, in der sich David befand. Dann wird seine Predigt ein vollmächtiges Zeugnis dafür, wie Gott immer Rat hat und in wunderbarer Weise Auswege schafft. Kein Wort von den bestehenden Schwierigkeiten in der Gemeinde Denklingen! Aber jeder merkt, hier ist Gottes Wort und Weisung für unsere Lage. In der Tat, die Predigt bedeutet die Wende im „Denklinger Kirchenkampf“! Die Feinde der Gläubigen schweigen. Theodor Christlieb wird gewählt.

„Züge aus Elias Leben“

So heißt ein schmales, vergilbtes Heft, das vor mir liegt, und in dem köstliche Betrachtungen des „Alttestamentlers“ Alfred Christlieb über diesen gewaltigen Propheten gesammelt sind. Daraus wollen wir einen Auszug hören:

Elia läuft vor Ahab her

Und die Hand des Herrn kam über Elia, und er gürtete seine Lenden und lief vor Ahab hin, bis er kam gen Jesreel. 1. Könige 18, 46

Um das Vorauslaufen des Propheten vor Ahab recht zu verstehen, müssen wir an eine morgenländische Sitte denken, die schon Samuel erwähnte, als er dem Volke Israel die Rechte eines Königs auseinandersetzte. Dort sagte Samuel: „Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird; eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, und daß sie vor seinem Wagen herlaufen“ (1. Samuel 8, 11). Aus dieser Stelle erkennen wir, daß Elia dem König Ahab einen damals üblichen Dienst erwies. Er übernahm die Stelle eines Trabanten oder Herolds, womit er Ahab eine besondere Ehre erwies. Dieser Dienst Elias dem Ahab gegenüber kann uns einen dreifachen Wink geben:

1. Er zeigt uns die rechte Stellung zur weltlichen Obrigkeit. Durch sein Vorauslaufen vor Ahab bezeugte Elia vor allem Volke: Ich will ein Diener meines Königs sein und mich unter ihn stellen. Dies ist um so beachtenswerter, weil Ahab zu den schlechtesten Königen in Israel gehörte (1. Kön. 16, 29—33 und 21, 25). Elia dachte nicht: Weil ich jetzt auf dem Karmel als göttlicher Prophet beglaubigt worden bin, so kann ich mich über Ahab erheben. Dieser hat mir jetzt nichts mehr zu sagen. Vielmehr bewies er durch die Tat: Ich bin und bleibe sein geringer

Diener. Die Demut hat ihm die richtige Stellung gegenüber seinem weltlichen Herrscher gegeben. In einer Zeit, wo so oft an der Autorität der staatlichen Obrigkeit gerüttelt wird, wo viele noch recht junge und unerfahrene Menschen sich über diese glauben hinwegsetzen zu dürfen, ist es doppelt heilsam, das demütige Verhalten eines wahren Gottesknechtes ihr gegenüber zu sehen (Röm. 13, 1—7; Spr. 24, 21. 22).

2. Auch die rechte Stellung zu unsern persönlichen Gegnern können wir aus dem Vorauslaufen Elias vor Ahab lernen. Ahab war nicht nur König, sondern auch Widersacher Elias. Welche eine unfreundliche, ja geradezu gehässige Stellung Ahab gegen Elia einnahm, das sehen wir schon aus Ahabs Frage bei dem Empfang des Propheten nach der dreijährigen Trennung: „Bist du, der Israel verwirrt?“

Nun benimmt sich Elia gegen diesen Widersacher so, daß er es ihm wahrlich leidt macht, seine Feindschaft aufzugeben. Er ehrt ihn, hebt sein Ansehen vor dem Volke und sagt ihm mit der Tat gleichsam: Wenn du mich auch als einen Feind ansiehst und behandelst, so will ich dir doch beweisen, daß ich kein solcher bin.

Dies Vorauslaufen vor Ahabs Wagen war das Sammeln von feurigen Kohlen auf das Haupt eines Gegners (Spr. 25, 22). Wenn die Steinkohlen selten und teuer sind, sprechen die Menschen oft von einer Kohlennot. Eine viel größere Kohlennot in der ganzen Christenheit ist oft der Mangel an diesen feurigen Kohlen, die mit Liebe den Feind zu bezwingen suchen. Elia vergalt Böses mit Gutem. Dies allein ist die rechte Stellung zu den Widersachern.

3. Eine Frage, die viele Christen bewegt, ist diese: Wie kann ich verirrtten Sündern göttliche Wahrheiten nahebringen? (Jakobus 5, 19. 20; Psalm 51, 15!) Auf diese Frage kann uns Elias Vorauslaufen vor Ahabs Wagen eine Antwort geben. Ahab war ein Sünder, der weit vom rechten Wege abgeirrt

war. Elia hatte die Aufgabe, diesen Mann auf Gott zu weisen und ihm Gottes Wort zu sagen. Wie machte er das? Er sagte ihm einerseits die göttliche Wahrheit ohne jeden Abzug in ihrer ganzen Schärfe (Kap. 17, 1; 18, 18); aber andererseits ließ er ihn fühlen, daß er sich unter ihn stellte. Indem er freiwillig als sein Diener vor ihm herlief, sagte er ihm gleichsam: Die Sünde hasse ich zwar, aber den Sünder möchte ich gern durch Freundlichkeit gewinnen.

Das ist der rechte Weg, um dem Worte Eingang zu verschaffen. Wie manchmal schaden wir unserm eigenen Einfluß dadurch, daß wir den andern unsere Überlegenheit fühlen lassen! Die Folge ist, daß wir ihn ärgern, so daß er nun gar nichts mehr von uns annehmen will. Wenn wir uns aber als demütige Diener verhalten, dann werden wir manchen geneigt machen, auf uns zu hören. So ist auch Jesus ein geringer Diener geworden, als er sogar einem Judas die Füße wusch (Joh. 13, 5).

Laßt uns denn in unserm Verhalten gegen die Obrigkeit, gegen persönliche Gegner und gegen alle, denen wir Gottes Wort nahebringen möchten, Elia nachfolgen, der vor dem Wagen Ahabs herlief!

Ist das nicht prachtvoll, was dieser Schriftforscher Alfred Christlieb aus der einfachen Bemerkung, daß Elia vor dem Wagen Ahabs herlief, herausholt? Er gibt uns übrigens aus demselben Vers auch noch die überzeugende Antwort auf die Frage: Woher bekam Elia die Kraft, Ahab voranzulaufen?

Bei köstlichen Vorbildern taucht immer die Frage auf: Wie bekommt man die Kraft, ihnen folgen zu können? Da ist es wichtig zu erfahren, aus welcher Kraftquelle Elia die Fähigkeit erhielt, einem Ahab gegenüber in der Liebe zu bleiben. Diese Kraftquelle lag in „der Hand des Herrn, die über ihn kam“.

Durch diesen Ausdruck zeigt die Schrift, daß ein von

Gott stammender Trieb und eine von oben kommende Kraft Elia Macht gab, solchen Liebesdienst einem unwürdigen Ahab zu erweisen. Das ist Evangelium. In unserer Natur liegt nicht die Kraft, so zu handeln. Wir wollen keine Diener sein. Aber durch Jesu Geist kommt die göttliche Hand über uns, die uns nicht nur fähig macht, sondern sogar eine Freude daran gibt, unsere Natur in den Tod zu geben und die dienende Stellung einzunehmen, die unserer stolzen Adamsart so zuwider ist. Gottlob, daß diese Kraftquelle uns allen offensteht (2. Petr. 1, 3; Kol. 3, 12)!

„Ich bin unter Gott!“

Die letzte Probe der Arbeit Christliebs am Alten Testament nehmen wir aus der Josephsgeschichte:

Das Wort des Joseph: „Ich bin unter Gott!“ (1. Mose 50, 19) kann uns als Leuchte dienen. Laßt uns dasselbe nach drei Seiten hin ansehen!

I.

So spricht ein Mann, der im Äußeren sehr emporgekommen ist. Es ist Joseph, der aus einem gefangenen Sklaven zum höchsten Regierungsbeamten in Ägypten emporgestiegen war. Er, der früher nichts hatte, besaß jetzt Ehre und Vermögen wie kaum irgendein anderer außer Pharao.

Solchen Wechsel kann nicht jeder innerlich vertragen. Viele, die sich früher zu Gott hielten, fingen an, ihm den Rücken zu kehren, als sie es in der Welt hoch brachten. Es ging mit ihnen äußerlich aufwärts und innerlich abwärts. Anders war es bei Joseph. Obwohl er in der Lage war, ganze Wagenladungen voll der herrlichsten Geschenke verteilen zu können (1. Mose 45, 21), blieb er doch klein, demütig und von Gott abhängig.

In unserer Zeit sind auch manche Christen in äußerer Hinsicht emporgekommen. Freunde, laßt uns die innere

Gefahr solchen Aufstiegs im Auge behalten! Wenn wir in dem Wichtigsten, in der Gemeinschaft mit Gott, rückwärtsgehen, so ist aller äußere Gewinn nur Trug und Wind. Wohl allen Gotteskindern, die trotz aller äußeren Verbesserung ihrer Lage sprechen: „Ich bin unter Gott!“

II.

So spricht ein Mann, der eine Entscheidung zu treffen hat. Es handelte sich um die Frage, ob Josephs Brüder bestraft werden sollten oder nicht. Die Entscheidung darüber lag in Josephs Hand. Wie traf er sie? Mit dem Worte: „Ich bin unter Gott!“ Damit wollte er sagen: „Ich habe überhaupt keine Macht, nach meinem Sinn und Willen zu entscheiden, sondern muß mich nach Gottes Fingerzeigen und Winken richten.“ (Die wörtliche Übersetzung: „Bin ich denn an Gottes Statt?“ drückt fast ein gewisses Entsetzen aus vor dem Gedanken an ein selbständiges, eigenmächtiges Vorgehen, das nicht mit dem göttlichen Führen übereinstimmt.) Joseph wollte sagen: Es steht nicht bei mir, irgendetwas zu tun, was im Widerspruch zu dem göttlichen Walten steht. Gott hat euer Tun zum Guten gewendet (Vers 20), also darf ich auch nicht darüber noch erzürnt sein.

Dieses demütige Verzichten auf allen Eigenwillen, dieses sorgfältige Achten und Eingehen auf Gottes Willen und Fußspuren zeigt uns die richtige Herzstellung bei allen Entscheidungen, die wir zu treffen haben. Die Stellung Josephs ist genau das Gegenteil von dem Hochmut und Eigenwillen unseres natürlichen alten Menschen, der an eigenmächtiger Selbstherrlichkeit seine Freude hat.

III.

„Ich bin unter Gott!“ So spricht der Mann, der die empörendste Behandlung gegen seine eigene Person

verzeihen sollte. Die Entscheidung, welche Joseph zu treffen hatte, mußte allerlei Erinnerungen in ihm wachrufen. Seine Brüder waren mit der erneuten Bitte um Vergebung an ihn herantreten. Ihr Vater Jakob war gestorben. Nun fürchteten sie, daß Joseph vielleicht nur aus Rücksicht auf diesen verstorbenen Vater zu dessen Lebzeiten ihre Bosheit nicht weiter gestraft habe, jetzt aber die Bestrafung nachholen werde. Deshalb fallen sie vor ihm nieder mit der Bitte um Gnade. Tatsächlich hätte Joseph gerade jetzt, wo der Vater gestorben war, die beste Gelegenheit gehabt, sich an seinen Brüdern furchtbar zu rächen.

Aber er hatte seinen Brüdern nicht etwa nur um des Vaters willen verzeihen. Joseph hatte ihnen vergeben, weil er „unter Gott“ war. Deshalb ändert auch der Tod des Vaters gar nichts an seiner Stellung und seinem Verhalten zu den Brüdern. Joseph sah in all den vergangenen (für ihn selbst schweren) Ereignissen nicht die sündige Menschenhand, sondern die wunderbar treue, göttliche Vaterhand. Das befähigte ihn, auch die schändlichste Handlungsweise zu verzeihen.

Hier kommen wir an einen wichtigen Punkt im Christenleben. Mancher behauptet, die Stellung Josephs einzunehmen und unter Gott zu sein, aber er will gewissen Personen nicht restlos verzeihen, die sehr übel an ihm gehandelt haben. Aber das Wort: „Ich bin unter Gott!“ schließt in seinem ganzen Zusammenhang die völlige Vergebung auch der schändlichsten Handlungen in sich ein. Wer mit Joseph „unter Gott“ sein will, der beweise dies auch, indem er wie Joseph verzeiht und wohl tut denen, die sich an ihm versündigt haben.

Eine einzigartige Paulus-Biographie

Im Neuen Testament ist es vor allen Dingen die Apostelgeschichte mit ihrem Kernstück, dem Leben und Wirken des Apostels Paulus, gewesen, die den Schriftforscher Alfred Christlieb zu jahrelangem betendem

Forschen und Sinnen veranlaßt hat. Was er darüber seiner Gemeinde Heidberg in gründlichen Predigten darbot, ist nach seinem Tode von einem seiner Freunde gesammelt und im Druck herausgegeben worden. Er war gerade bei Apostelgeschichte 23, als ihn sein Herr heimrief, so mußte das Paulusbuch leider ein Bruchstück bleiben. Aber was wir haben, ist so reich und schön, ein solch köstliches Mosaik, aus Hunderten von Einzelzügen liebe- und lebensvoll zusammengesetzt, daß es keine Übertreibung ist, wenn Pastor Karl Stegemann, der Herausgeber, urteilt: „Ein Lebensbild, wie die Literatur über den Apostel Paulus kaum ein gleiches aufzuweisen hat.“

Das Urteil gilt für die Gesamtschau. Als Einzelbeweis greift Karl Stegemann in seinem einleitenden Wort zu dem Paulusbuch die Auslegung der Rede des Paulus in Athen (Apg. 17) heraus. Für viele ist dieses Kapitel ein trockener Abschnitt. Und für Alfred Christlieb? Er beobachtet Paulus während seiner „Wartezeit“ in Athen und sieht, wie er sie ausnutzt zum Bau des Reiches Gottes. Er liest mit ihm die Aufschrift auf dem Altar und redet von einem „heiligen Ergrimmen“ einerseits und „sündlichem Zorn“ andererseits. Er erschaut in Athen „drei Zuhörerkreise“, unterscheidet „drei Bildungsstufen“, erkennt „drei Hindernisse für das Evangelium in Athen“ und „drei Hilfsmittel zu fruchtbarer Wortverkündigung“.

Der Altar des unbekanntes Gottes spricht zu ihm von einem „dreifachen Geständnis der Athener“, und die Predigt des Paulus antwortet auf „drei Fragen der Athener“. Bei der Forderung, Buße zu tun, erlauscht er, wie Paulus „Schlangenklugheit und Taubeneinfalt“ verbindet, wie er den Athenern „Licht gibt über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, und wie unter dem Anhören der Predigt des Paulus „drei Gruppen von Hörern“ sich bilden. Wahrlich, das nennt man Forschen in der Schrift und Dienst am Worte.

Wir wollen einige Auszüge aus Christliebs Paulusforschung kennenlernen:

Die Unterhaltung der Apostel auf der Reise nach Jerusalem

I. Die Weisheit der Apostel in der Vermeidung falscher Unterhaltung (Apg. 15. 3).

Ein Beispiel von gesegneter Reiseunterhaltung ist das Gespräch von Paulus und Barnabas auf dem Wege nach Jerusalem. Man hätte menschlicherweise erwarten können, sie würden unterwegs bei den Brüdern in erster Linie von der traurigen Veranlassung und dem Zweck ihrer Reise sprechen, nämlich von dem Lehrstreit, der augenblicklich in Antiochien herrschte. Aber dieses Thema ließen sie zurücktreten. Wenn wir auch nicht aus unserm Verse den sicheren Schluß ziehen dürfen, daß niemals auf der Reise der Lehrstreit erwähnt worden sei, so geht doch dies sicher daraus hervor, daß dieser Streit nicht den Hauptgegenstand ihrer Gespräche bildete. Nicht von traurigen Zuständen der Uneinigkeit oder von der Unklarheit derjenigen, die ihre Lehre blindlings als biblisch annahmen, flossen die Lippen der Apostel über. Von etwas anderem redeten sie.

Welch eine Weisheit lag doch darin, daß sie die unangenehmen Vorgänge der letzten Zeit nicht in den Vordergrund ihrer Gespräche stellten, sondern zurücktreten ließen! Laßt uns daraus lernen, daß wir besonders in Zeiten, wo Zwietracht und Zank die Gemüter erregen und erhitzen wollen, unser Herz und unsere Zunge zähmen, damit nichts von uns gesprochen werde, was schädliches Feuer weiterträgt und befördert!

II. Die richtige Unterhaltung

Statt von der Verirrung und dem Lehrstreit in Antiochien zu sprechen, redeten die Apostel auf ihrer Reise von einem lieblichen Thema: von der Bekehrung

der Heiden. Sie griffen also in ihren Gesprächen auf das zurück, was vor dem Lehrstreit vorgekommen war, auf die köstlichen Erlebnisse von Erweckungen und Bekehrungen während der ersten Missionsreise.

Dies herrliche Gesprächsthema läßt uns einen Blick in das Herz der Apostel tun; denn wovon ihr Herz voll war, davon ging ihr Mund über. Wenn das Herz des Paulus und Barnabas nur von dem augenblicklichen Lehrstreit zu Antiochien voll gewesen wäre, wenn sie durch diesen Streit in Parteileidenschaft geraten wären, so wäre ihre Unterhaltung gewiß meist in Klagen ausgeklungen über die gesetzlichen Brüder, welche die vorher so schöne Arbeit in Antiochien gestört hatten. Aber die Gespräche der Apostel zeigen uns, daß ihr Herz vom Geist des Streitens und Zankens frei geblieben ist, daß ihr innerster Herzensgrund weniger von den Störungen der letzten Zeit als vielmehr von der Freude an den großen Fortschritten des Reiches Gottes erfüllt ist.

III. Die Segenswirkungen der richtigen Unterhaltung

Wie traurig ist doch die Folge von unrichtigen Gesprächen! Die zehn verzagten Kundschafter nahmen mit ihren Worten dem ganzen Volk Israel den Mut (4. Mose 13, 27—14, 4).

Ganz umgekehrt war die Wirkung, welche die herrlichen Reisegespräche der Apostel hervorriefen. Worin bestand sie? Darin, daß „allen Brüdern große Freude“ gemacht wurde. Hätten die Apostel überall nur Klagelieder über die Störenfriede angestimmt, so hätten sie mit ihrem Mißmut auch in anderen Brüdern Mißmut wachgerufen. So aber haben sie mit der guten Reiseunterhaltung andere innerlich gehoben und gestärkt. Sie durften Erquickungsspuren zurücklassen bei allen Brüdern, die sie besuchten.

Welch ein köstliches Ding ist es doch um eine solche Unterhaltung, durch die man andere Menschen im tiefsten Herzensgrunde reicher und glücklicher macht! Wie arm sind die leeren Gespräche in der Welt! Wie lieblich hingegen die der Apostel!

Heiliges Ergrimmen — sündlicher Zorn

Apg. 17, 16. 17

Erstes Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen eifert nicht für das eigene, sondern für Gottes Interesse.

So verhielt es sich mit dem Ergrimmen des Paulus in Athen. Wenn in seinem Herzen grimmige Gefühle aufgestiegen wären im Rückblick auf die neidischen Gegner, die ihn in Beröa vertrieben hatten, so wäre dies kein heiliger Zorn, sondern eine Anwandlung von Rachsucht gewesen. Oder wenn ihn der Unmut darüber erfaßt hätte, daß die sehnlichst erwartete Ankunft von Silas und Timotheus sich so lange verzögerte, so hätte dieses Gefühl in der menschlichen Ungeduld seinen Grund gehabt. Oder wenn er einige Tage später darüber erregt worden wäre, daß man ihn auf offenem Marktplatz in Gegenwart anderer Leute einen Lotterbuben nannte, so wäre dies eher gekränkte Eigenliebe als göttlicher Zorn gewesen.

Aber Paulus ergrimmt weder über alte noch über neue Kränkungen, auch nicht über Geduldsproben, sondern über die große Zahl der Götzenaltäre, welche Gottes Ehre schädigten. Das war heiliger Grimm.

Wenn heute bei uns einer darüber ergrimmt, daß der Nachbar über seinen Acker fährt oder ein anderer über ihn Böses plaudert u. dgl., so können wir gewiß sein, daß dies solcher Zorn ist, von dem das Apostelwort gilt: „Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn sei ferne von euch!“ (Eph. 4. 31). Wenn aber ein bewährter Christ darüber entrüstet ist, daß von einflußreichen Personen unserm Heiland die Krone geraubt wird, die ihm gebührt, so ist solches Ergrimmen ganz

anders zu bewerten. Wollen wir Nachfolger dessen sein, der in heiligem Grimm den Tempel reinigte, so laßt uns sorgfältig darauf achthaben, daß auch „der Eifer um sein Haus“ und nicht der um unser eigenes uns „fresse“ und fortreiße!

Zweites Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen ist nicht mit Haß, sondern mit erbarmender Liebe verbunden.

Das Beispiel von dem Ergrimmen des Mose (2. Mose 32, 7—29) bei dem Goldenen Kalb kann uns dies besonders deutlich zeigen. Wollen wir diesen Grimm des Mose recht verstehen, und ist es uns darum zu tun, daß unser Ergrimmen über alle heutige Abgötterei so rein und heilig sei wie das seinige, so dürfen wir einen Zug in der Geschichte nicht vergessen: Bevor Mose im Grimm das Goldene Kalb zu Pulver zermalmte, hat er vorher auf einsamer Bergeshöhe zu Gott um Erbarmen für die verirrtten Tänzer gefleht.

Mancher Grimm würde wohl anders aussehen oder gänzlich erlöschen, wenn solche Fürbitte einer Zornesäußerung vorausginge. Mose trat wohl zornig auf gegen die leichtfertigen Übertreter des göttlichen Gesetzes, aber sein innerster Herzensgrund war mit erbarmender Liebe zu diesem verirrtten Volk erfüllt, wie auch die nachfolgende Fürbitte (2. Mose 32, 32) so herrlich zeigt. Er haßte den Frevel, aber er suchte das Beste der Frevler.

So handelt der heilige Grimm. Er stammt von dem, der die Liebe ist, und verleugnet diesen Ursprung nicht, wenn er echt ist. Auch Paulus hegte bei seinem Ergrimmen in Athen keinerlei Haß im Herzen, wie sein treues Bemühen um das Heil der Athener zur Genüge beweist.

Drittes Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen raubt nie die ruhige Überlegung, sondern treibt zu weisem und besonnenem Handeln.

Der falsche, sündige Zorn macht die Menschen blind und unweise (Spr. 29, 22). Wieviel Fehler werden ge-

macht durch übereiltes Ergrimmen im Gebiet der Erziehung, der Seelsorge, des Strafens bei der Wortverkündigung und anderswo!

Wie weise und besonnen handelt dagegen der in heiligen Ingrimm geratene Paulus zu Athen! Wäre sein Grimm ein fleischlicher gewesen, so hätte er vielleicht einige Götzenaltäre jener Stadt beschädigt oder zerstört. Aber wie er später in Ephesus „kein Lästere der Göttin Diana“ war (Apg. 19, 37), so vermied er auch hier eine derartige Kampfesart gegen das Heidentum. Der Ingrimm des Heiligen Geistes gab ihm die beste Waffe der klaren, besonnenen und entschiedenen Wortverkündigung in die Hand und auf die Lippen.

Die Höflichkeit des Paulus

Apg. 21, 33—40

Des Paulus Wort an den Hauptmann: „Darf ich mit dir reden?“ ist ein schönes Beispiel von Anstand und Höflichkeit. Mancher mag denken, daß eine Belehrung über Höflichkeit mit dem einen, was not ist, nichts zu tun habe. Das ist ein Irrtum. Laßt uns die Höflichkeit des Paulus näher anschauen und sehen, unter welchen Umständen sie sich zeigte, wie sie sich äußerte, und welche Folgen sie für die Sache Jesu hatte!

I. Wo sich die Höflichkeit des Paulus zeigte

Sie zeigte sich zu einer Stunde, als alle Leute um ihn her besonders unhöflich, ja geradezu roh waren. Die durch die Juden aus Asien verhetzte Menge war über Paulus hergefallen. Man hatte ihn mit den ungerchesten Vorwürfen überhäuft (21, 28), ihn mißhandelt und geschlagen. Der Hauptmann hatte ihm, als ob er ein Verbrecher wäre, Handschellen angelegt. In solch er Stunde bewies Paulus Höflichkeit.

Mancher ist bereit, höflich zu sein, wenn andere um ihn her sich anständig benehmen. Wenn man sich aber

frech und ungerecht gegen ihn verhält, hört oft alle Höflichkeit auf. So macht es der natürliche Mensch. Aber in solcher Stunde und Lage, wie sie hier bei Paulus vorlag, Anstand und Höflichkeit zu beweisen, braucht Gnade von Gott. Wohl allen, die sie sich schenken lassen!

II. Wie die Höflichkeit des Paulus sich äußerte

Das Benehmen des Apostels ist dem Verhalten seiner Umgebung direkt entgegengesetzt. Schon im Ton der Stimmen sehen wir den Unterschied: Die Leute riefen (Vers 34) und schrien (Vers 27. 31. 36). „Paulus sprach zu dem Hauptmann.“ Die Gegner konnten nicht warten, bis sie an die Reihe kamen zu reden. Einer fiel dem andern ins Wort und fiel dazwischen (21, 34). Paulus dagegen wartete, bis er reden durfte. Die andern fragten nicht erst um Erlaubnis, ob sie etwas sagen sollten, sondern taten dies ohne weiteres. Paulus bat bescheiden und demütig, ob es gestattet sei, ein Wort zu sagen.

An diesen Unterschieden beobachten wir die Art der echten Höflichkeit. Sie ist bescheiden, wartet still, bis sie an die Reihe kommt, will nicht mit Frechheit und Gewalt ihr Recht durchsetzen, sondern tritt demütig zurück, bis sie hervortreten darf. Diese Höflichkeit hatte Paulus nicht von Menschen, sondern in der Schule des Geistes Gottes gelernt. Dort wollen wir sie auch suchen.

III. Welche Folgen die Höflichkeit des Paulus hatte

Das höfliche und anständige Benehmen des Paulus machte auf den Kommandanten einen solchen Eindruck, daß er ihm die Genehmigung zu einer öffentlichen Ansprache erteilte. So konnte der Apostel vor der großen Volksmenge ein Zeugnis von Jesus ablegen und die

Geschichte seiner Bekehrung erzählen. Seine Höflichkeit macht also Bahn für das Wort Gottes.

Es hat oft Fälle gegeben — und wir wollen uns willig unter solche Tatsachen beugen —, wo unhöfliches, taktloses Benehmen dem Worte Gottes Hindernisse bereitet und Türen zugeschlössen hat, die sonst hätten offen sein können. Durch des Paulus Höflichkeit wurde hier eine Tür geöffnet. Auch heute noch kann anständiges, höfliches Benehmen — besonders der Welt und den Feinden gegenüber — für das Reich Gottes und die Sache Jesu von großer Bedeutung werden und dem Worte Gottes Eingang verschaffen.

Drei scheinbare Gegensätze in des Paulus Abschiedsrede in Milet

I. Paulus sieht dunkel und doch hell in die Zukunft

Ap. 20, 22—25. 29—32

Für sich selbst erwartet der Apostel „Bande und Trübsale in Jerusalem“ (Vers 23). Für die Gemeinde sieht er ebenfalls allerlei Nöte und Schwierigkeiten voraus. „Greuliche Wölfe“, falsche Lehren sieht er kommen (Vers 29. 30). Er schaut die Verirrungen, in die führende, gläubige Männer hineingeraten werden, klar voraus. Er weiß, daß Zerstreuungen entstehen werden, indem mancher ein Parteihaupt sein und die Jünger an sich ziehen will, statt sie zum Herrn zu weisen. Welch ein trübes Zukunftsbild! Man könnte den Apostel fast einen Schwarzseher nennen.

Und doch gibt es keinen, der so hell, freudig und getrost in die Zukunft hineinblickt wie dieser „Schwarzseher“ Paulus. Wie fröhlich blickt er auf den vor ihm liegenden Leidensweg, als ob es zu einer Hodizeitsfreude ginge! „Mit Freuden“ will er seinen Lauf vollenden (U. 24). Er schaut weit hinaus bis zu dem Erbteil, das einst alle Geheiligten empfangen werden (U. 32).

Wie sind doch wahre Gotteskinder vor der Welt gar sonderbare Leute! Auf der einen Seite sind sie so ernst und schauen schwere Wetterwolken, von denen andere in ihrer Leichtfertigkeit nichts wissen wollen. Auf der andern Seite sind sie die getrostesten, fröhlichsten Leute der Erde. „Sie stehen im Leiden und bleiben in Freuden.“ Sie sind traurig, aber allezeit fröhlich (2. Kor. 6, 10).

II. Paulus ist vielseitig und doch einseitig in seiner Wortverkündigung

Ap. 20, 20. 21. 24 b. 27

Im Rückblick auf seine Wortverkündigung darf Paulus auf der einen Seite auf eine große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit in der Darbietung des Wortes hinweisen: „Ich habe nichts verhalten, das da nützlich ist“ (Vers 20). „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes“ (Vers 27). Wie vielseitig muß des Paulus Predigt nach diesen Ausdrücken gewesen sein! Er war kein Steckenpferdreiter. Er brachte nicht immer dieselben Gedankengänge.

Und doch war dieser vielseitigste Prediger aller Zeiten auch der einseitigste: denn er faßte allen Inhalt seiner Verkündigung in dem Wort zusammen: „Ich habe Buße zu Gott und Glauben an unsern Herrn Jesum bezeugt (Vers 21). Seine ganze Aufgabe erkennt er darin, das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen (Vers 24).

III. Paulus macht die Zukunft ganz von Gottes Macht und Wirken und doch von menschlicher Arbeit und Treue abhängig

Ap. 20, 18—21. 31—36

Im Blick auf die Zukunft und den Fortgang des göttlichen Werkes setzt Paulus sein ganzes Vertrauen

auf den Herrn und erwartet alles von ihm, nicht von Menschen. Er übergibt die Vertreter der Gemeinde „Gott und dem Wort seiner Gnade“ (Uers 32). Er weiß, daß der Herr allein „mächtig ist zu erbauen“ (Uers 32). Offenbar war Paulus von dem Bewußtsein durchdrungen, daß der Herr selbst alles machen müsse, damit seine Gemeinde in dieser Stadt wachse und zunehme.

Und doch sehen wir denselben Apostel Tag und Nacht wirken, als ob alles nur von seiner Arbeit und Treue abhinge. Wir hören, wie er die Ältesten zu gleichem Eifer ermutigt. Ist das nicht ein Widerspruch? Wie vereinigt sich beides?

Ein Beispiel aus Hiskias Leben kann uns diesen scheinbaren Gegensatz erklären: Dieser fromme König arbeitete einst eifrig mit den Priestern des Tempels an der Wiederherstellung des rechten Gottesdienstes in Jerusalem. Als nach treuer Arbeit und emsigem Schaffen das Werk glücklich vollendet war, „freute sich Hiskia samt allem Volk dessen, das Gott dem Volk bereitet hatte“ (2. Chron. 29, 36). Obwohl Hiskia eifrig gewirkt hatte, schrieb er doch das vollendete Werk nicht sich selbst und der treuen Menschenarbeit zu, sondern sah es als eine Gabe des Herrn an.

Diese Stellung Hiskias ist auch des Paulus Stellung. Laßt uns beides verbinden! Laßt uns fleißig schaffen an der von Gott uns befohlenen Aufgabe! Aber niemals laßt uns im Blick auf geleistete oder zu leistende Arbeit sagen: Ich bin es, der es schafft (5. Mose 8, 17)! Aus dem rechten Glauben fließt die Treue, welche eifrig wirkt, und die Demut, die Gott allein alles zuschreibt.

Mnason und Tretabern

Wie liebevoll wendet sich Alfred Christlieb in seiner Erforschung und Darstellung des Lebens des Apostels Paulus gerade den kleinen Zügen und Ereignissen zu!

Wie kommt da sonst Übersehenes zum Leuchten! Wer hat denn schon in einem anderen Paulusbuch eine so feine Betrachtung über die Höflichkeit des Apostels gefunden, wie sie vorhin wiedergegeben worden ist? Jetzt greifen wir noch zwei Namen auf, die nun wirklich nicht zu den bekanntesten in der Apostelgeschichte gehören. Der eine gehört einem Manne: Mnason, der andere bezeichnet einen Ort: Tretabern. Beide waren Alfred Christlieb sehr lieb. Was er von beiden zu sagen hat, zeigt ihn noch einmal so schön in seiner Freude an den Jüngern Jesu, als Bruder unter Brüdern“.

Was weiß er uns von Mnason zu berichten?

„Nach Apg. 21, 16 war Paulus auf dem Wege nach Jerusalem mit seiner Begleitung bei einem aus Cypern stammenden Christen namens Mnason zur Herberge. Die Heilige Schrift hat uns den Namen dieses Mannes aufbewahrt.

1. Wenn er auch kein Apostel war wie Paulus, kein Evangelist wie Philippus, kein Prophet wie Agabus, so war er doch ein ‚Jünger‘. Schon dieser Titel gilt im Lichte der Ewigkeit mehr als alle Ehrentitel der Welt.

2. Er wird weiter ‚ein alter Jünger‘ genannt, d. h. ein Christ, der schon lange auf dem Lebenswege war, also kein Anfänger, sondern ein solcher, der trotz aller Verfolgungstürme und mancherlei Erfahrungen sich nicht von dem schmalen Wege hatte abbringen lassen. Wie wertvoll sind überall in der Christenheit diese ‚alten Jünger‘! Wie können sie mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen den jüngeren Christen dienen!

3. Auch muß Mnason als ein gastfreier Jünger bekannt gewesen sein, sonst würden die Brüder aus Cäsarea, die Paulus führten, den Apostel nicht in dies Haus gebracht haben.

Gesegnet sei der Mann, der zum verachteten Jüngerkreis gehört, auf dem Lebensweg bleibt und Gottes-

kinder gern beherbergt! Sein Name ist wert, in Ehren gehalten zu werden.“

Und warum hat es der Ortsname Tretabern Alfred Christlieb angetan? Weil nach Tretabern die Brüder aus Rom dem gefangenen Paulus entgegenzogen und die Begegnung mit ihnen für den Apostel eine so liebliche Erquickung war. Apostelgeschichte 28, 15 berichtet: „Da die Paulus sah, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht.“ Im Blick auf Tretabern rief Christlieb glücklich aus: *„Welch ein Segen und eine Erquickung ist doch Gemeinschaft mit wahren Gliedern Jesu! Solche Freuden kennt die Welt nicht.“* „Tretabern-Freuden“ — er, der „Bruder unter Brüdern“, kannte sie reichlich.

Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter

Wieso heißt die Überschrift dieses Schlußkapitels: „Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter“? Wann hat denn ein vorhergehender Abschnitt davon gehandelt? Nein, nicht ein bestimmtes Kapitel unseres Büchleins war diesem innerlichsten und zartesten Thema, das es im Leben eines Christenmenschen geben kann, gewidmet. Aber wer dem Leben Christliebs wirklich verständnisvoll gefolgt ist, der ist ja auf Schritt und Tritt einem Mann begegnet, dessen liebstes Geschäft das Beten war, und dessen geheimnisvolle Vollmacht und Anziehungskraft darin den tiefsten Grund hatten, daß er viel mit Gott allein war. Nie hätten seine Schriftzeugnisse eine solche Tiefe und Klarheit gewonnen, wenn sie nicht die Antwort Gottes auf langes, treues, betendes Forschen und Graben im Wort gewesen wären.

Alfred Christlieb hat bei seinem Schriftstudium gewiß nicht verachtet, was andern an Erkenntnis des Wortes geschenkt worden war. Ein Besucher sah einmal

Kommentare auf seinem Schreibtisch liegen und fragte etwas erstaunt: „Herr Pastor, lesen Sie denn auch noch Kommentare?“ Die Antwort lautete: „O ja, ich lese gern, was andere Brüder über einen Text sagen.“ Aber das Beste gaben ihm nicht die Kommentare, das Beste schenkte Gott dem still über der Bibel sinnenden Beter.

Manchmal taten sich ganze Goldadern vor Alfred Christlieb auf. Es kam aber auch vor, daß er lange beten, rufen und warten mußte, bis Gott ihm das Wort aufschloß. Es ist vorgekommen, daß er auf dem Gang vom Pfarrhaus zur Kanzel noch nicht den klaren Durchblick durch den Text hatte. Dann ließ er nicht nach mit Seufzen und Flehen, und seine Erfahrung war immer wieder: „Ehe ich auf die Kanzel kam, bescherte mir Gott alles, was ich brauchte.“ Aus dieser Erfahrung heraus ermunterte er die, die in eine ähnliche Lage kommen konnten: „Wenn dir der Text verschlossen bleibt, dann halte an mit Rufen und Schreien bis zum letzten Augenblick! Du wirst erleben, daß Gott dich nicht im Stich läßt!“

Es werden nicht viele Menschen gewesen sein, die zu Christlieb kamen, und die von ihm gingen, ohne daß er mit ihnen gebetet hätte. Vielen seiner Freunde sind die stillen Wege mit ihm über die Halde und durch den Wald in der Nähe des Pfarrhauses unvergeßlich geblieben. Mitten in der Unterhaltung brach er manchmal ab und schlug vor: „Wir wollen zusammen beten.“ Und gleich war er im innigen und vertrauten Gespräch mit dem Herrn, daß man meinen konnte, er spräche mit jemandem, der ihm jetzt gerade zur Seite ging. Es konnte vorkommen, daß unter Brüdern über Dinge gesprochen wurde, die nicht zum eigentlichen Kreis seines Interesses und Verstehens gehörten. Und doch, wenn er sagte: „Wir wollen die Angelegenheit, die uns gerade beschäftigt, vor den Herrn bringen“, dann merkte man, wie innerlich beteiligt er an allem war, und wie er mit seinem Vorschlag

die oft erregenden und schwer zu lösenden Dinge ins rechte Licht, an den rechten Ort rückte.

Wie konnte sich Christlieb in die Anliegen und Nöte eines einzelnen Menschen hineinbeten! Wodienlang brachte er sie vor Gott, so daß es ein rechtes Ringen mit und für den Betreffenden wurde und er schließlich an der Stelle des Leidenden und Umbeteten selber stand. Solche wahrhaft priesterliche Fürbitte tat dann einen ähnlichen Dienst wie der Samariter, der den Verwundeten und unter die Räuber Gefallenen zur Herberge geleitete.

Die Bibelstellen, die vom Gebet handelten, die kannte und liebte Alfred Christlieb ganz besonders. Er erinnerte auf Grund von Apg. 3, 1 an die Wichtigkeit der „neunten Stunde“. Vielen hat er die paulinische Mahnung ins Herz eingebrannt: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte, Danksagung!“ (1. Tim. 2, 1.) Große Freude hatte er an 1. Sam. 23, an dem Beter David, von dem in diesem Kapitel einige Male berichtet wird, daß er den Herrn fragte. Das wollte Alfred Christlieb auch von Herzen: den Herrn in allen Stücken und auf allen Wegen fragen, damit er nur das täte, was seinem heiligen Willen gemäß war.

Einen andern von David in bedrängter Lage handelnden Vers las der Beter Alfred Christlieb auch so gern: „David stärkte sich in dem Herrn, seinem Gott“ (1. Sam. 30, 6). Wie Asaph wollte er es halten mit allen Nöten, Rätseln und Schwierigkeiten, die die Gläubigen bedrängen können: „Es war mir zu schwer, bis daß ich ging ins Heiligtum Gottes“ (Psalm 73, 17). Ganz besonders aber hatte es ihm der König Hiskia angetan, den ein böser Drohbrief des Königs Sanherib einzuschüchtern versuchte. Der Mann tat das einzig Richtige: „Er ging hinauf zum Hause des Herrn und breitete den Brief aus vor dem Herrn“ (2. Kön. 19, 14). Aus diesem Ausbreiten des Briefes vor

dem Herrn hörte Alfred Christlieb für sich und alle Beter die Mahnung heraus: „Nimm dir Zeit zum Gebet, tu deine Sachen nicht so kurz ab vor Gott, breite sie aus vor ihm!“

Mose auf der Spitze des Berges — für Israels Sieg betend — das war ein Bild, an dem sich Christlieb nicht sattsehen konnte: „Wenn Mose die Hand emporhielt, dann siegte Israel; wenn er aber seine Hand niederließ, siegte Amalek“ (2. Mose 17, 11).

Nun gibt es aber Augenblicke, in denen das „Ausbreiten vor Gott“ nicht möglich ist. Da kommt es ganz kurzfristig auf die rechte Entscheidung, auf das treffende Wort an. Für solche kritischen, entscheidungsvollen Augenblicke machte Alfred Christlieb aus der Schrift Mut mit dem Beispiel Nehemias, dem sein König die Frage stellt: „Was forderst du denn?“, und der nur rasch einen Stoßseufzer nach oben senden kann, ehe er mit der Antwort herauskommt: „Da betete ich zu dem Gott des Himmels und sprach zum König . . .“

Gestalten der Bibel, die nur flüchtig erwähnt werden, und von deren Existenz der Durchschnitts-Bibelleser kaum weiß, wurden Alfred Christlieb lieb und vertraut, weil sie Beter waren und das wichtigste Geschäft trieben, das ein Mensch auf Erden treiben kann. In den Geschlechtsregistern des 1. Buches der Chronik blieb sein Auge auf Jaebez haften: „Jaebez aber war herrlicher denn seine Brüder; und seine Mutter hieß ihn Jaebez; denn sie sprach: Ich habe ihn mit Kummer geboren. Und Jaebez rief den Gott Israels an und sprach: Ach, daß du mich segnetest und meine Grenzen mehrtest und deine Hand mit mir wäre und schafftest mit dem Übel, daß mich's nicht bekümmere! Und Gott ließ kommen, was er bat“ (1. Chron. 4, 9. 10).

Von diesem Jaebez sagt Christlieb: *„Unter den vielen Namen, die in den Geschlechtsregistern an uns vorbeiziehen, wird eine Person uns näher bekanntgemacht. Das war Jaebez. Weshalb dieser gerade? Weil er*

ein Mensch war, der mit Gott im Umgang stand. Unter den Scharen von Menschen, deren Namen in diesen Kapiteln genannt werden, waren gewiß auch manche, die Tüchtiges geleistet haben. Über sie geht die Geschichte des Gottesreiches hinweg, ohne etwas von ihren Leistungen zu erwähnen. Aber bei einem Beter bleibt sie stehen. Das ist im Licht der Ewigkeit wichtig.

Wenn der Herr auf einen Ort blickt, in dem viele Menschen schaffen und wirken, so ist ihm das stille Zimmer, in dem ein wahrer Beter weilt, wichtiger als hundert Paläste.“

Ein anderer Mann der Bibel, dem Christlieb so gut war, ist — wir hörten davon schon — Matthanja. Von ihm steht in der Bibel der herrliche Satz: „Matthanja hatte das Dankamt“ (Neh. 12, 8). Ein Freund von Alfred Christlieb schreibt: „Wie hat dieses Wort ihn erfreut! Pfl egte er schon, wo er zu Gast war, jeder Hausgehiifin gar herzlich für den kleinsten Dienst zu danken, wie sehr war es ihm erst ein Herzensbedürfnis, den Geber aller guten Gaben, der selbst den eingeborenen Sohn nicht verschont, sondern für uns alle dahingegeben hat, zu loben und zu preisen! Bruder ‚Lobedank‘ ist er darob genannt worden.“

Der dankende Beter Christlieb hat in 2. Chron. 20, 26 einen der schönsten Ortsnamen der Heiligen Schrift entdeckt: „Am vierten Tage aber kamen sie zusammen im Lobetal; denn daselbst lobten sie den Herrn. Daher heißt die Stätte Lobetal bis auf diesen Tag.“ Er hat die in diesem Kapitel berichtete Geschichte von Josaphats Kampf und Sieg gegen seine mächtigen Feinde durchforscht und gefunden, welch ein Engpaß von Not und Gefahr erst überwunden werden mußte, ehe der Weg ins Lobetal führte. Dieser schaurige Engpaß konnte aber überwunden werden, weil da dieser Beter Josaphat vor dem Herrn stand: „Herr, in uns ist nicht Kraft gegen diesen großen Haufen, der wider

uns kommt. Wir wissen nicht, was wir tun sollen; sondern unsere Augen sehen nach dir.“ Wer es in seiner Armseligkeit und Schwachheit auch so macht wie Josaphat, der — so meint Christlieb — dringt ganz gewiß ins Lobetal ein: schon hier auf Erden und dann zu jenem ewigen Lobetal am Thron des Lammes.

An vielen Orten hat Alfred Christlieb gebetet. Wie eindrücklich waren seine Konferenzgebete! Wenn die stillen Gebetsplätze des Kandidaten im Johanneum, des Hilfspredigers in Nümbrecht und des Pastors, der 38 Jahre auf dem stillen Heidberg blieb, erzählen könnten, von wieviel Seufzen, Ringen, Kämpfen, Vertrauen, Siegen, Danken würden sie berichten! Es stimmt, was die Haushälterin Christliebs von seinem Beten sagte: „Wenn man all die Stunden, die unser Pastor im Gebet zugebracht hat, aneinanderreihen würde, so ergäbe das viele Jahre.“

Der Freund Alfred Christliebs, Pastor Ernst Moder-
sohn, den wir an einem früheren Ort als Zeugen für die Kraft der Christliebschen Schriftauslegung angeführt haben, soll uns jetzt auch noch berichten, welchen Eindruck der Beter Christlieb auf ihn gemacht hat:

„Wenn Christlieb betete, dann wurde man alsbald in die Gegenwart Gottes gestellt. Ich habe viele Menschen in meinem Leben beten hören, auch gesegnete Menschen; aber das Gebet von Alfred Christlieb war etwas Besonderes. Wenn er seine Hände zusammenlegte und die Augen schloß, dann dauerte es wohl ein Weilchen, bis die einfache Anrede ‚Herr‘ aus seinem Munde kam. Aber man merkte es ihm gleich beim ersten Worte an, daß die Menschen um ihn verschwunden waren, er war in der Gegenwart Gottes. Und darum zog er auch die, die ihm zuhörten und mit ihm beteten, in die Gegenwart Gottes hinein. Es waren nicht Worte, die er machte, es waren nicht Gefühle,

die er aussprach vor den Ohren der Menschen, es war ein Reden mit Gott, einem gegenwärtigen Gott.“

Wir schließen mit zwei Betrachtungen des Beters Alfred Christlieb über das Gebet:

Der Brunnen des Anrufers

Da ihn aber sehr dürstete, rief er den Herrn an und sprach: Du hast solch großes Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes; nun aber muß ich Durstes sterben und in der Unbeschnittenen Hände fallen. Da spaltete Gott die Höhlung in Lehi, daß Wasser herausging; und als er trank, kam sein Geist wieder, und er ward erquickt. Darum heißt er noch heutigestags „des Anrufers Brunnen“, der in Lehi ist. Und er richtete Israel zu der Philister Zeit zwanzig Jahre. Richter 15, 18—20

Simson hat tausend Philister erschlagen. Nun hat er den Kinnbacken weggeworfen. Da überfällt ihn der Durst. Er liegt verschmachtend am Wege. Er hat scheinbar nicht mehr die Kraft, sich bis zur nächsten Wasserstelle zu schleppen. Er fürchtet, sterben zu müssen und in der Philister Hände zu fallen. Da bleibt nur ein Ausweg; er schreit nach oben, er ruft den Herrn an und sagt ihm seine Not und sagt ihm auch, wieviel der Herr doch früher an ihm und durch ihn getan hat. O, man denkt oft, Knechte Gottes, die „tausend erschlagen“, seien vor persönlichen Durstzeiten völlig sicher. Nein, dem ist nicht so!

Der Herr hat Großes durch Simson getan; aber nun ist seine eigene Seele jämmerlich daran, wie vielleicht noch nie in seinem Leben. Von oben betrachtet ist es aber doch eine köstliche Lage; denn es bleibt ihm gar kein Ausweg mehr übrig als Schreien zum Herrn. Er ruft den Herrn an. Er ruft aus der Not des brennenden Durstes heraus. Wir wissen nicht, wie lange Simson so rief; nur der Inhalt seines Gebetes ist kurz zusammengefaßt. O welch heiße Inbrunst klingt aus dem Flehen!

Genauso kann es einer Seele zumute werden in

geistlichen Nöten: Wenn Gott nicht eingreift, komme ich einfach um.

Nach diesem heißen Gebet folgt ein einfaches, aber herrliches Wunder Gottes. „Da spaltete Gott die Höhlung in Lehi, daß Wasser herausging.“ Gott spaltete. Niemand sonst konnte es. Wer hätte die rechte Stelle in jener Höhlung treffen können? Gott allein kannte sie. Er spaltete die Höhlung bei Lehi. O daß er spalten wollte all die Felsen an den vielen toten, dürren Orten! Wäre bei Lehi kein Anrufer gewesen, die Gegend dort wäre vielleicht dürre und trocken geblieben bis heute. O wie wertvoll ist ein einziger Anrufer in einer öden, dürren Gegend, wo noch kein Leben ist!

Jener „Brunnen des Anrufers“ ist ein irdisches Vorbild von Pfingstsegnungen. Gott will gewiß an vielen Orten noch solche Brunnen des Anrufers schenken, wenn nur die Anrufer da sind. Oberlin kam nach dem Steintal. Wie jämmerlich sah es dort aus! Eine dürre Gegend war es, wie bei Lehi. Oberlin meldete sich nicht schleunigst vom Steintal weg in eine bessere Gegend, die mehr einbrachte, sondern blieb im Steintal als ein Anrufer, bis ein Brunnen des Anrufers dort entstanden war.

Als Gott die Höhlung gespalten hatte, da trank Simson und lebte wieder auf. Sein Geist, der schon fast einschlafen wollte, kam wieder. Der Platz blieb bedeutsam für sein ganzes Leben. Er bekam den Namen „Brunnen des Anrufers“. Sein heißes, inbrünstiges Flehen erhielt ein Denkmal in dem Namen. Nie vergaß er, wie er damals aus wirklicher Not heraus gebetet hatte. Auch Gottes Freundlichkeit bekam ein Denkmal in dem Namen. Solche Plätze vergißt man nie in seinem Leben, wo es einem zumute war, als müsse man sterben, und wo dann eine wunderbare Erquickung und Segnung von oben folgte.

Der Brunnen scheint geblieben zu sein, so daß noch

viele da tranken, und darum „heißt er Brunnen des Anrufers bis auf den heutigen Tag“.

Wer kann die Segnungen ermessen, die von solchen Orten jahrzehntelang ausgehen, wo solch ein Anrufer gelebt hat und ein Brunnen des Anrufers entstanden ist? Diese Gegend bei Lehi, die man früher mied, weil sie so trocken, so dürr, so langweilig war, die wurde jetzt von manchen aufgesucht. Warum? Es war ein Brunnen dort entstanden, ein Brunnen des Anrufers. Viele tranken dort jetzt, ohne die Not und das Anrufen Simsons durchgemacht und durchgekostet zu haben.

Der Weg, wie auch bei uns solch ein Brunnen des Anrufers entstehen kann, ist Johannes 4, 14 angegeben. Jesus sagt dort: „Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.“ Viel Wasser trinken, das Jesus gibt!

Der schönste Brunnen des Anrufers ist der, den Jesus geöffnet hat in Gethsemane und auf Golgatha. Da war seine Seele betrübt bis in den Tod. Da hat er Gebet und Tränen mit Geschrei geopfert. Da ist ein Brunnen des Anrufers entstanden, der die Not vieler Tausender von verschmachtenden Menschen gestillt hat bis auf den heutigen Tag. Da ist der rechte Brunnen des Anrufers. Wer da erquickt und gelobt ist, kann selber durchs Jammertal gehen und daselbst Brunnen graben.

Der Fußweg des Paulus von Troas nach Assos

Wir zogen aber voran auf dem Schiff und fuhren gen Assos und wollten daselbst Paulus zu uns nehmen; denn er hatte es also befohlen, und er wollte zu Fuß gehen. Als er nun zu uns traf zu Assos, nahmen wir ihn zu uns und kamen gen Mitylene. Apg. 20, 13. 14

Von einer im ersten Augenblick merkwürdig erscheinenden Reiseanordnung des Paulus reden obige Worte. Paulus bestimmte, daß alle seine Reisegefährten den

Weg von Troas nach Assos mit dem Schiffe machen sollten, während er für sich den gleichen Weg zu Fuß gehen will, um nachher in Assos wieder zu ihnen zu stoßen. Weshalb dies? Wir glauben, hier einen wichtigen Wink für alle Jünger Jesu, besonders für alle, die in der Arbeit des Herrn stehen, zu finden.

I.

Wann nahm sich Paulus diese einsame Zeit?

Nach einer Zeit besonders reichlichen und brüderlichen Zusammenseins in Troas.

Sieben Tage hat er dort mit den Brüdern sein Wesen gehabt. Da gerade, nach dem langen, gesegneten Zusammensein mit den Brüdern, faßt ihn der innere Wunsch, eine Zeitlang allein zu sein. Die Brüder waren köstliche Leute; aber eine andere Begleitung ist ihm jetzt noch nötiger: mit Gott allein sein.

O Freunde, daß wir dem zarten Antriebe des Heiligen Geistes immer folgen möchten, wenn er uns nach den herrlichsten Konferenzen und Versammlungen mahnt, jetzt nach dem Segen der brüderlichen Gemeinschaft auch den Segen der Einsamkeit mit Gott zu genießen!

Paulus hatte sich — wenn wir menschlich reden dürfen — in Troas ganz ausgegeben. Alles, was ihm auf dem Herzen lag an Trost, Mahnung und Warnung, hatte er gesagt. Sollte er nun die Unterhaltung auf der Reise immer weiter und weiter fortsetzen? Dann könnte der gesalbteste Knecht Gottes allmählich zum Schwätzer herabsinken, wenn er es so machte. Statt dessen wechselt jetzt die brüderliche Unterhaltung mit einer Zeit der Stille. Gleicht nicht die Arbeit manches Christen einer vielbewegten, zum Teil überreichlich besetzten Troaswoche? Wann kommen die stillen, einsamen Fußwege nach Assos?

Sagt an, woran liegt es, daß mancher Bruder, den man früher gern hörte, weil sein Wort voll Salbung

und Kraft und aus der Tiefe der Schrift geschöpft war, jetzt leere Worte bringt und an innerer Kraft zurückgeht? Liegt es nicht am Unterlassen der stillen Wege von Troas nach Assos?

Als Paulus nachher wieder den Mund in Milet öffnete, da geht eine neue, göttliche Kraftflut durch seine Worte in die Herzen. Da merkst du, wozu er den einsamen Weg benutzt hat.

II.

Sodann beachte, wie Paulus diese Anordnung traf! Der Text sagt: „Er hat also befohlen.“

Paulus war sicher kein befehlshaberischer Mensch. Man sieht aus seinem Brief an Philemon (und vielen andern), daß er tausendmal eher bittet und wünscht, bevor er befiehlt. Aber diesen Wunsch, jetzt eine Zeitlang allein zu sein, kleidet Paulus in Befehlsform. Nicht, als ob er sich damit über seine Reisegenossen erhoben hätte wie ein herrschsüchtiger Tyrann, sondern nur, um gar keinen Zweifel darüber zu lassen, daß er jetzt unbedingt die Stille brauche.

Wie einst Jesus die Jünger von sich „trieb“, um allein auf dem Berge zu beten, so nötigte Paulus seine geliebten Gefährten, ihn jetzt eine Zeitlang allein zu lassen.

O daß wir mehr Bestimmtheit in solcher Sache zeigten! Wenn man uns von äußeren Vorteilen etwas abziehen will, so wollen wir ruhig bleiben. Will man uns aber unsere Stille zum Gebet nehmen, so laßt uns bei aller Sanftmut auch Festigkeit zeigen!

III.

Endlich laßt uns beachten, wie weit diese Anordnung geht: Paulus wollte bis Assos gehen und dann wieder zu den Brüdern stoßen. Also nur eine Zeitlang, ein bis zwei Tage, ging Paulus für sich.

Wir müssen uns vor Überspannung nach zwei Seiten hüten: Einmal gibt es Christen, die fast nie allein mit Gott sind, andererseits solche, die immer nur den Segen der Stille rühmen und die großen Vorteile der brüderlichen Gemeinschaft unterschätzen. Beides ist not. Wer zu lange allein bleibt, kann in besondere Versuchungen Satans hineinkommen. Ich traf einen Bruder, der mir sagte: „Ich gehe überhaupt auf keine Konferenz oder dergleichen mehr, sondern erbaue mich nur in der Stille.“ Einige Jahre später sah ich ihn wieder mit verändertem Gesicht und hörte, wie er in eine schwärmerische Bewegung hineingeraten sei.

Ach, was sind wir schwache Schäflein, die des Heilands Bewahrung auf allen Seiten brauchen!

Gott gebe uns zur rechten Zeit einsame Wege und zur rechten Zeit wieder Anschluß an gesegnete Brüder, damit wir den richtigen Kurs innehalten und in seinem Reich fruchtbar werden!

Assoswege! Alfred Christlieb ist sie in seinem Leben reichlich gegangen. Christusgemeinschaft mit den Brüdern! Alfred Christlieb hat sie reichlich gesucht und ihren Segen erfahren. Darum ist er im richtigen Kurs geblieben und im Reich Gottes fruchtbar geworden. Daß der Blick in sein Leben uns zu Gleichem helfe!

Empfehlenswerte Literatur

Von den Büchern, die der Verfasser für diese Christlieb-Biographie dankbar benutzt hat, sind z. Z. im Buchhandel vorrätig:

Ernst Modersohn: Menschen, durch die ich gesegnet wurde. (Verlag Sonne und Schild, Wuppertal.)

Alfred Christlieb: Der Apostel Paulus. (R. Brockhaus Verlag, Wuppertal.)

Alfred Christlieb: Ich aber bete. Gebetsandachten. (Wilhelm Schneider Verlag, Siegen.)

Alfred Christlieb: Deine Zeugnisse — mein ewiges Erbe. Tägliche Andachten. (Anker-Verlag, Frankfurt.)

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Halbleinen DM 5,80

Inhaltsverzeichnis:

- Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus.
Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir.
Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus.
Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens.
Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus.
Major a. D. Krueger: Aus anerzogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben.
Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien.
Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?
Dr. Alo Münch †: Fußspuren Gottes in meinem Leben.
Pastor Erwin Paehl: Vom Athelismus zu Christus.
Schriftsteller Hans Pförtner †: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben.
Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg.
Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen begegnet ist.
Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus.
Dozent Dr. P. Scharpff: Christus auf allen Lebenswegen.
Elisabeth Tschirske: Durch Christus leiblich und seelisch gesundet.
Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Menschen kommt.

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zusammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden weilen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schriftsteller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glücklich gemacht hat.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

In unserer Biographienreihe
„Bücher, die das Leben schrieb“
erschienen bisher: *

Band 1
Otto Funcke
Die Fußspuren Gottes in meinem Lebenswege

In Neubearbeitung herausgegeben von Dr. Friedrich Seebaß
28. Auflage. 312 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Diese entzückenden Berichte aus einer Welt, die noch nicht aus den Fugen gegangen war — in einer bezaubernden Ausstattung herausgebracht —, werden vielen Freude machen.

Band 2
Friedrich Zündel
Johann Christoph Blumhardt

Neubearbeitet von Dr. Heinrich Schneider
16. Auflage. 347 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Das Buch Zündels, das bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, hat auch heute noch nichts von seiner Bedeutung eingebüßt. In einer Zeit, in der Wunderleugnung und Wundersucht in gleicher Weise unter uns Triumphe feiern, führt dies Buch in die Welt urchristlicher Kräfte und Realitäten, an denen unsere Kirche so arm geworden ist.

Band 3
Friedrich Seebaß
Jeremias Gotthelf

Pfarrer, Volkserzieher und Dichter
XII, 290 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Es ist nicht wahr, daß das Werk von Jeremias Gotthelf der heutigen Zeit nichts mehr zu sagen hat. Natürlich gehört etwas dazu, sich in seine Werke hineinzuversetzen. Wer aber dazu den Mut gefunden hat, wird von dem kraftvollen Schwarzbrot, das er bietet, und der so selbstverständlich anmutenden Gläubigkeit mitgerissen. Es ist deshalb ein Vorteil, daß die vorliegende Biographie neben der Lebensgeschichte des Dichters und Einführung in das Werk auch zahlreiche glücklich ausgewählte Leseproben enthält.

Band 4
Theodor Kappstein
Emil Frommel

Seelsorger und Menschenfreund
3., durchgesehene Auflage. XII, 275 Seiten
Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Der in hohem Alter noch lebende Verfasser hat Emil Frommel persönlich gekannt und in enger Beziehung zu ihm gestanden. Das gibt dieser Biographie ihre Frische und Originalität. Die Darstellung schöpft aus zwei Quellen: aus Emil Frommels Büchern und aus dem Schatz der persönlichen Erinnerungen des Verfassers.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winkler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**: Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

Band

- 82/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabal. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seitz. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalle Sieveking. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum.

Band

- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: Fritz Binde. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: Gerhard Tersteegen. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: Johann Hinrich Wichern. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 Bruder Fritz (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: Der Heißdampf - Schmidt (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: Johannes Goßner. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: Dora Rappard. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: Martin Luther. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: Johan Hus. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: Am Zarenhof.
- 110/111 E. Pältz: John Bunyan. Ein Pilgrim Gottes.
- 112 F. Schmidt-König: Hermann Menge. Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer
- 113/114 E. Schick: Christian Friedrich Spittler. Gründer und Hirte.
- 115/116 H. Bruns: Gottfried Arnold. Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit.
- 117/118 F. Seebaß: Karl Freiherr vom Stein. Minister und Christ.
- 119/120 W. Landgrebe: Dietrich Bonhoeffer. Ein Blutzeuge aus jüngster Zeit.
- 121/122 K. Hardeland: Philipp Spitta. Der Sänger von „Psalter und Harfe“.
- 123/124 C. H. Kurz: Girolamo Savonarola. Ein florentinischer Märtyrer.
- 125 Fritz Schmidt-König: Frau Käthe Luther. Die Weggenossin des Reformators.

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung. Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend. „Evang. Kirchenbote für die Pfalz“